

*Das Jahrbuch tritt abends heraus
Bozen 1-2*

195

DIE FACKEL

Nr. 577—582

NOVEMBER 1921

XXIII. JAHR

Monarchie und Republik

Gesprochen am 16. Oktober

Mag die Vertretung des monarchischen Prinzips als der Methode, einen Haufen zuchtlos eigenstüchtiger Menschheit unter dem Zeichen der physischen Gewalt zu bändigen — und was derlei sonst zu Gunsten der Monarchie vorgebracht wird —, zu allen Zeiten eine denkbare und durchdenkbare Ansicht gewesen sein, so bin ich heute weit entfernt, ihr auch nur die Entschuldigung der Dummheit angedeihen zu lassen, sondern halte sie vielmehr für den dolus, mit dem brüchige Charaktere ihre durch den Umsturz beschädigten Privatinteressen auf dem Rücken der Allgemeinheit wieder in Ordnung bringen möchten. Leider können sich diese Manager einer abgetakelten Herrlichkeit nicht nur auf die Einfalt der Massen stützen, die auch ihr Denkvermögen an die Not verloren haben und nur erinnert zu werden brauchen, daß es ihnen in der Monarchie vor dem Krieg besser gegangen ist als in der Republik nach dem Krieg, um zu glauben, daß es ihnen in der Monarchie besser gehen müsse als in der Republik, ja ohne weiters auch zu der Überzeugung zu gelangen, daß die Republik den Krieg geführt habe. Leider also steht jenen Parasiten der Entkräftung nicht allein die Stütze dieses schlechten Gedächtnisses zu Gebote, sondern sie können sich auch auf die Klugheit und Besinnungsfähigkeit jener Einzelnen berufen, welche in der Literatur als die wahren Kronzeugen eines

zerschlissenen Ideals in Zeiten aufgetreten sind, die das Problem der Staatsform noch dem Spiel der Gedanken und noch nicht der Not der Tatsachen überlassen konnten. So mag sich die heute frappierende Erscheinung hinlänglich erklären, daß erlauchte Geister wie Goethe und Schopenhauer in ihrem Denken über die Dinge der Menschheit an irgend einem Punkt durch den Kronreif beengt waren, der wertloseren Zeitgenossen auf der Stirne saß und dessen Vorstellung unsern nur den Atem behindert. Es ist vielleicht die gefährlichere Funktion der Monarchen, daß sie, ohne ihre Henker zu bemühen, imstande waren, den denkenden Menschen um einen Kopf kürzer zu machen, und wir nehmen mit Staunen wahr, daß gerade solche Geister, die ins Höchste gestrebt haben, vor dem, was doch nur das Allerhöchste ist, Halt machen konnten und auf dem Weg in die himmlische Region an einen Baldachin angestoßen sind. Aber sie lebten schließlich vor einer Verfallsentwicklung, die es mit sich gebracht hat, daß das konservative Ideal, in dem Natur und Glück der Menschheit hinreichend geborgen sein mögen, von seinen Vertretern an die Gemeinheit verraten und verkauft wurde und daß die korrosivischen Gifte der Zeit sich an eben jener Stelle am wirksamsten und merkbarsten zeigen mußten, deren Symbolkräften jene doch alle Gewähr für die Erhaltung des Volkskörpers zuschrieben. Nachdem wir schauernd erlebt und bitter gelernt haben, daß als das einzige Symbol des dynastischen Lebens nur die namenlose Verrottung sichtbar blieb, mit deren Beispiel die Edelsten der Nation ihr vorangegangen sind, so muten uns die Schopenhauerschen Argumente für die erbliche Monarchie wohl kleingeistiger an, als sie gedacht waren. Wenn Schopenhauer zu Ehren des Königs vorbringt, er sei »gleichsam die Personifikation oder das Monogramm des ganzen Volkes, welches in ihm zur Individualität gelangt«,

157

so ist es gewiß nicht immer ausgemacht, ob die Identität auch dem Volk zur Ehre gereicht, oder ob es nicht Sache der führenden Persönlichkeit wäre, durch ihre höheren Eigenschaften einen solchen umformenden Einfluß auf das Volk zu gewinnen, der ihm die Identität erst zur Ehre macht. Wenn aber Schopenhauer sich zum Beweise der vorweg gegebenen Identität darauf beruft, daß bei Shakespeare die Könige von England und Frankreich, »gleichsam sich als Inkarnation ihrer Nationalitäten betrachtend«, einander Frankreich und England und auch den Erzherzog von Österreich in »König Johann« Österreich anreden, so ist namentlich das letztere Ehrenzeugnis insofern verunglückt, als damit der ganzen österreichischen Bevölkerung ein Kalbsfell um die schnöden Glieder gehängt wäre. Aber Schopenhauer legt ja auch sichtlich weniger Gewicht auf die Qualität der repräsentierenden Persönlichkeit als auf die Unzulänglichkeit der regierten Masse, die eben einen Herrn über sich brauche. Man würde nun glauben, daß gerade zu einer solchen Funktion wie zu keiner anderen der Befähigungsnachweis erforderlich sei. Schopenhauer aber sieht die regierte Masse auf einem so niedrigen Niveau, daß er, weit entfernt von dem Wunsch, es zu heben, sie schon in dem gebornen Führer den berufenen erkennen läßt. »Um einen vollkommenen Staat zu schaffen«, sagt er, »muß man damit anfangen, Wesen zu schaffen, deren Natur es zuläßt, daß sie durchgängig das eigene Wohl dem öffentlichen zum Opfer bringen. Bis dahin aber läßt sich schon etwas dadurch erreichen, daß es eine Familie gibt, deren Wohl von dem des Landes ganz unzertrennlich ist...« Und man denke, selbst diesen doch wahrhaft bescheidenen Anspruch auf staatliche Vollkommenheit hat eine uns bekannte Familie enttäuscht! Dann abgesehen davon, daß Schopenhauer sich leide damit begnügt hat, die Garantie für die Selbstlosigkeit einer

208

solchen Familie in der Erbllichkeit ihrer Rechte anstatt in der Befähigung zu deren Übernahme zu erblicken, hat wohl noch nie eine Familie so vollkommen wie diese Familie bewiesen, daß ihr persönliches Wohl nicht nur von dem des Landes nicht unzertrennlich war, sondern daß sie ihr persönliches Wohl bis zur Zertrennlichkeit des Landes befördert hat. Ich halte es für durchaus zweifelhaft, ob Schopenhauer heute den Satz geschrieben hätte, der Monarch heiße »mit Recht ‚von Gottes Gnaden‘« und er sei »allemaal die nützlichste Person im Staat, deren Verdienste durch keine Zivilliste zu teuer vergolten werden können, und wäre sie noch so stark.« Denn er hat in einer Zeit, in der die Publizität jenes Familienlebens noch beiweitem nicht so erschlossen war wie heutzutage, nicht den Fall eines Monarchen erlebt, der, wenn es ihm schon nicht gelang, sich als die nützlichste Person im Staate zu bewähren und wieder einzuführen, sich wenigstens durch den Anspruch einer Zivilliste betätigen wollte, und wäre sie noch so stark. Aber Schopenhauer vertritt ja allerdings die Ansicht, daß die Nützlichkeit eo ipso gegeben und daß es darum ein Unrecht ist, einen Monarchen davon-zujagen. Denn im Staatswesen vermöchten die Vorrechte des persönlichen Wertes gar nicht die der Vernunft angemessen wären, sie doch nicht »die Stabilität des gemeinen Wesens sichern« können. Weil nämlich, sagt er, die große Mehrzahl der Menschen »höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet ist«, so erwachse hieraus »die Notwendigkeit einer in Einem Menschen konzentrierten, selbst über dem Gesetz und dem Recht stehenden, völlig unverantwortlichen Gewalt, vor der sich Alles beugt, und die betrachtet wird als ein Wesen höherer Art, ein Herrscher von Gottes Gnaden«. Leider widerfährt es Schopenhauer, den

13
Vorrechten der Geburt die des persönlichen Wertes hier stillschweigend zu supponieren. Denn er läßt sich gar nicht auf die Frage ein, ob das Wesen höherer Art noch als solches sich fühlbar machen kann, ob der Herrscher von Gottes Gnaden noch als solcher glaubhaft ist, wenn er — was tut Gott! — mit der Mehrzahl seiner Untertanen gerade deren hervorstechendste Eigenschaften teilt, nämlich höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet zu sein. Aber vielleicht kommt er ja gerade dadurch dem Ideal nahe, die Personifikation oder das Monogramm des ganzen Volkes zu bilden, welches in ihm zur Individualität gelangt. Und im übrigen mag es dem monarchischen Gedanken gelingen, das was Gott in seinem Zorn erschaffen hat, mit dessen Gnaden regierungsfähig zu erhalten. Denn nur für Republiken, wie die in Nordamerika, erkennt Schopenhauer ausdrücklich die Gefahr des »verderblichen Einflusses« an, »welchen die Verleugnung der Rechtlichkeit in der obern Regierung auf die Privatmoralität ausüben muß«. Die Republiken haben ferner den Nachteil, daß es in ihnen den überlegenen Köpfen schwerer werden müsse, zu Einfluß zu gelangen, als in Monarchien, wo »Verstand und Talent natürliche Fürsprache und Beschützer haben«. Denn der Monarch selbst »dient dem Staate mehr durch seinen Willen als durch seinen Kopf, als welcher so vielen Anforderungen nie gewachsen sein kann. Er muß also stets sich fremder Köpfe bedienen, und wird natürlich, angesehen daß sein Interesse mit dem des Landes fest verwachsen, unzertrennlich und Eines ist, die allerbesten, weil sie die tauglichsten Werkzeuge für ihn sind, vorziehn und begünstigen; sobald er nur die Fähigkeit hat, sie herauszufinden; was so gar schwer nicht ist, wenn man sie aufrichtig sucht«. Also angesehen, daß sein Interesse von dem des Landes

unzertrennlich ist, und sobald er nur die Fähigkeit hat, sie herauszufinden, was aber gar nicht so schwer ist — versteht sich: in Monarchien. Aber zumeist wird nur das eine der Fall sein, daß der Monarch mehr durch seinen Willen als durch seinen Kopf dem Staate dient, vorausgesetzt daß er wenigstens einen Willen hat. Denn Schopenhauer, der zwar nicht erlebt hat, daß ein mehr als Achtzigjähriger einen Weltbrand legte, gibt immerhin die Tatsache zu, daß »zu allen Zeiten viele Millionen, ja, bis zu Hunderten von Millionen Menschen . . . selbst einem Kinde unterworfen« waren. Er erklärt sich diese sonderbare Erscheinung aber nicht aus einem Irrwahn, der nur auf dem Niveau der Menschheit Platz greifen kann, das er ihr zuerkennt und dem er nicht die Hebung, sondern die Befestigung durch Monarchien wünscht, sondern aus einem »monarchischen Instinkt«, der im Menschen liege und durch den offenbar die Natur, die ihn auf die Habsburger und die Hohenzollern hingewiesen hat, ohne ihm zugleich die Waffen zu geben, sich gegen diese Feinde zu schützen, Gottes Gnaden entgegenkommen wollte. Das monarchische Prinzip kommt nach Schopenhauer überall in der Schöpfung zum Durchbruch. Selbst das Planetensystem sei monarchisch und der tierische Organismus sei es auch, indem nicht Herz, Lunge und Magen, sondern »das Gehirn allein der Lenker und Regierer« ist. Womit freilich eher bewiesen wäre, daß der tierische Organismus anders regiert wird als die Monarchie. Erst dadurch, daß sich der Mensch die Monarchie gefallen läßt, ja sie zurückwünscht, wenn er sie einmal verloren hat, und somit klar wird, daß das Gehirn doch nicht der Lenker und Regierer des tierischen Organismus sein kann, würde dessen Vergleich mit dem monarchischen System wieder einleuchtend. Wenn wir aber selbst annehmen wollen, daß wirklich das Gehirn den tierischen Organismus

regiert und auch im Planetensystem sichtlich eine starke Hand die Führerschaft ausübt, warum sollte man da, falls man nicht geradezu durch einen monarchischen Instinkt darauf angewiesen ist, die Monarchie für naturgemäß zu halten, die Natur für eine Monarchie halten müssen? Vollends anfechtbar wird Schopenhauers Auffassung, wenn sie dem Menschen die monarchische Regierungsform als die ihm natürliche aus dem Grunde nahelegt, weil sie auch »die Bienen und Ameisen, die reisenden Kraniche, die wandernden Elephanten, die zu Raubzügen vereinigten Wölfe haben und andere Tiere mehr, welche alle Einen an die Spitze ihrer Unternehmung stellen«. Am plausibelsten dürfte noch der Hinweis auf die zu Raubzügen vereinigten Wölfe sein. Aber sollte nicht lediglich die monarchische Ideologie die Vorstellung verwehren, daß die wandernden Elephanten einen Präsidenten haben? Und ist dafür die Vorstellung erträglich, daß sie an der Einrichtung der erblichen Monarchie festhalten, selbst wenn sie genötigt wären, einem Elephantenbaby unterworfen zu sein oder bis zu dessen Mannbarkeit einen Horthy anzuerkennen? Daß der Löwe der König der Tiere ist, dürfte als Redensart so auf der Hand liegen, daß der monarchische Gedanke sich schwerlich darauf verlassen könnte. Aber wenn sich der Philosoph nicht scheut, die einzelne Tiergattung vor solche Entscheidungen zu stellen, schien ihm da nicht auch die Möglichkeit greifbar, daß die Metapher einer Königin der Bienen bloß aus einer Zeit bezogen wäre, die eben keine Präsidentin gekannt hat? Wenn es in der Naturgeschichte heißt, die Königin der Bienen sei »das einzige vollkommene Weibchen im Volke«, sollte das bloß ein vom Byzantinismus der Bienen bezogenes Kompliment sein oder nicht vielmehr die Feststellung, daß sie eben das vollkommenste Weibchen, nämlich »die längste unter ihnen«, zu ihrer Königin erheben? Daß sie

eben nicht die Erblichkeit, sondern ausschließlich die Fähigkeit zur Bedingung der Thronfolge machen? Das erhellt doch schon aus der Methode, wie sie den sogenannten »Königinwechsel« vornehmen. Denn in ihrer Verfassung ist geradezu die Revolution vorgesehen und es heißt dort: »Geht nach drei, bisweilen erst nach fünf Jahren die Fruchtbarkeit einer Königin zu Ende, so erbrütet das Volk rechtzeitig eine junge und beseitigt die alte«. Nur ein einziges Moment könnte allenfalls der Auffassung zuhülfe kommen, daß der Bienenstaat ein durch und durch monarchischer sei, nämlich die bekannte Tatsache, daß die Königin der Bienen von Drohnen umschwärmt wird. Ein Übelstand, der aber durch den wahren Bienenfleiß, den das Volk entfaltet, wieder reichlich wettgemacht wird, ja es soll dort vorkommen, daß die Drohnen von den Arbeitsbienen unbarmherzig zum Flugloch hinausgetrieben oder gar vertilgt werden. Wer vollends erfahren will, was Demokratie ist, braucht nur zur Ameise zu gehn, und wenn nun auch diese Nation Einen an die Spitze ihrer Unternehmung stellt, so läßt sie sich dabei nur so weit von Gottes Gnaden beraten, daß sie sich eben das wohlgeschaffenste Exemplar für den Posten aussucht. Nun, es ist doch wohl einem echten Geist angemessener, in Realitäten zu denken als in Ornamenten, und da dürfte es sich herausstellen, daß die Tiere, die nicht ahnen, daß wir ihnen die Embleme unserer Staatskunst verliehen haben, und die wahrlich unbelastet vom menschheitlichen Irrsinn dahinleben, den Besten, Stärksten und Größten zu ihrem Führer ausersehen und nicht jenen unter ihnen, dessen Vorzug, einer bestimmten Familie anzugehören, seine Erbärmlichkeit wettmachen soll. Gewiß werden die Kamele das größte Kamel an die Spitze ihrer Unternehmung stellen. Aber damit haben sie doch noch lange nichts für die monarchische Staatsform bewiesen.

Meine Widersprüche

Einer, der »Monarchie und Republik« vorlesen gehört hat, weist mir als »Ein Leser mit besserem Gedächtnis« nach, daß Schopenhauers Wort gegen eine Menschheit, die in ihrer Mehrzahl »höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mißunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet« sei und die deshalb Einen über sich brauche, der sie »zügelt und regiert«, in der Fackel vor acht Jahren (»zehn Monate vor dem Krieg!«) in offenbar bejahender Tendenz gegen den Liberalismus zitiert war, zwar nicht mit dem Hinweis auf die Monarchien der Tierwelt, der mir wohl schon damals absurd erschien, aber immerhin mit dem Satz »Selbst das Planetensystem ist monarchisch«, den ich allerdings als die eines hohen Geistes unwürdige Redensart, der er ist, schon damals hätte erkennen sollen. Das Werk der Fackel ist jedoch so über und über mit Fehlern behaftet, wie nur eines Menschen Werk und die Frage wird schließlich nur sein, ob nicht ein jeder dieser Fehler die größten Vorzüge solcher, die ihn bemerken, aufwiegt. Nicht einmal das bessere Gedächtnis kann ich einem von dieser Art einräumen, da es doch von jener sehr dürftigen Intelligenz wettgemacht wird, die Schopenhauer der Menschheit zuschreibt und der es gar nicht einfallen kann, daß mein Gedächtnis wirklich auch nicht so gottverlassen ist, daß es den Inhalt älterer Fackelhefte, die ich doch schließlich einmal geschrieben habe, vergessen haben sollte. Richtig ist wohl, daß ich noch kein einziges, wenn nicht bei einer öffentlichen Vorlesung, seit dem Abschluß des Druckes gelesen habe. Aber diese Absonderlichkeit erklärt sich eben daraus, daß ich ihren Inhalt zu genau kenne, um mit ihm zufrieden zu sein, um nicht dauernd an jenem Verdruß zu tragen, der von mir gleich nach erfolgter Loslösung von einem Geschriebenen Besitz ergreift, und ich überlasse es seit Jahrzehnten lieber allen jenen, die zu solchem Verdruß kein Recht haben, die sich das Denken als eine schnurgerade Linie denken und das Leben als eine Oberfläche leben, mir die Widersprüche vorzuhalten, die das körperhafte Wachstum der geistigen

Sehr geehrter Herr Kunze!

Herr Jahnsda fragt, ob wirs nicht

„der“ „die“ Kunze soll?

Ja

Gestalt nun einmal als Fluch und Segen überkommen hat und die dem flachen Sinn oft deutlicher in Erscheinung treten als diese selbst. Der Tropf, der von der Tageszeitung her den schreibenden Menschen als einen Apparat der Meinung zu gebrauchen gewohnt ist, kann sich natürlich gar nicht vorstellen, daß ich neuerdings auf die Schopenhauer-Zitate so verfallen bin, daß ich sie selbst in dem alten Fackelband aufsuchte und von da im Original weiterforschte, sondern er glaubt wirklich, daß er mich mit dem Hinweis auf eine Fackelseite, deren Druckbild in meiner Vorstellung realer vorhanden ist als vor den Augen eines Tropfes, in Verlegenheit bringen wird. So hat sich seit Jahr und Tag ein Gewerbe herausgebildet, mich auf Widersprüchen zu »ertappen«, während es doch gewiß lohnender wäre, auf meine Stirn hinzuweisen, die im Vollbewußtsein dieser Widersprüche sie coram publico und oft ohne den geringsten Versuch einer Bemäntelung oder Erklärung zu begehen wagt. Sie soll, wo sie von der kopfschüttelnden Dummheit herausgefordert wird, erst recht nicht erfolgen und es fällt mir nicht ein, zu begründen, wie es möglich ist, daß ein und derselbe Autor, der sich einmal auf Schopenhauers monarchistische Meinung gegen den Liberalismus bezogen hat, sie heute mit aller satirischen Vehemenz als Fehlurteil hinstelle. Es wäre vergeudete Mühe, den offenbaren und jeder Intelligenz faßbaren Kontrast auch nur nach der Richtung ausgleichen zu wollen, daß es sich damals — ganz im Stil der politischen Urteilsbildung Schopenhauers — bloß darum gehandelt hat, Stützpunkte für den Haß gegen den Preßliberalismus zu finden und daß nicht mein Bekenntnis zum Problem der Staatsform zur Erörterung stand, sondern — bei Gelegenheit einer Anklage gegen die Schwurgerichte — alle jene antiliberalen Motive aufgereiht wurden, durch die Schopenhauers Zeugenschaft dem Fortschritt verdächtig wäre. Natürlich läßt sich nicht leugnen, daß dieses Zitat — wie noch viel wirksamer hundert andere Stellen in der Fackel — danach angeht, mich rein meinungsmäßig nicht an der Stelle stehend zu zeigen, an die mich die Plattformer beider politischen Meinungen heute fixieren. Aber das Erlebnis, dem sich dieser Eindruck abgewinnen ließ, war, wie es eben dort hieß, nicht der Staat,

Meine Widersprüche

Einer, der »Monarchie und Republik« vorlesen gehört hat, weist mir als »Ein Leser mit besserem Gedächtnis« nach, daß Schopenhauers Wort gegen eine Menschheit, die in ihrer Mehrzahl »höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet« sei und die deshalb Einen über sich brauche, der sie »zügelt und regiert«, in der Fackel vor acht Jahren (»zehn Monate vor dem Krieg!«) in offenbar bejahender Tendenz gegen den Liberalismus zitiert war, zwar nicht mit dem Hinweis auf die Monarchien der Tierwelt, der mir wohl schon damals absurd erschien, aber immerhin mit dem Satz »Selbst das Planetensystem ist monarchisch«, den ich allerdings als die eines hohen Geistes unwürdige Redensart, der er ist, schon damals hätte erkennen sollen. Das Werk der Fackel ist jedoch so über und über mit Fehlern behaftet, wie nur eines Menschen Werk/und die Frage wird schließlich nur sein, ob nicht ein jeder dieser Fehler die größten Vorzüge solcher, die ihn bemerken, aufwiegt. Nicht einmal das bessere Gedächtnis kann ich einem von dieser Art einräumen, da es doch von jener sehr dürftigen Intelligenz wettgemacht wird, die Schopenhauer der Menschheit zuschreibt und der es gar nicht einfallen kann, daß mein Gedächtnis wirklich auch nicht so gottverlassen ist, daß es den Inhalt älterer Fackelhefte, die ich doch schließlich einmal geschrieben habe, vergessen haben sollte. Richtig ist wohl, daß ich noch kein einziges, wenn nicht bei einer öffentlichen Vorlesung, seit dem Abschluß des Druckes gelesen habe. Aber diese Absonderlichkeit erklärt sich eben daraus, daß ich ihren Inhalt zu genau kenne, um mit ihm zufrieden zu sein, um nicht dauernd an jenem Verdruß zu tragen, der von mir gleich nach erfolgter Loslösung von einem Geschriebenen Besitz ergreift, und ich überlasse es seit Jahrzehnten lieber allen jenen, die zu solchem Verdruß kein Recht haben, die sich das Denken als eine schnurgerade Linie denken und das Leben als eine Oberfläche leben, mir die Widersprüche vorzubehalten, die das körperhafte Wachstum der geistigen

lt

~~XXXXXXXXXX~~

1,

lm Hempelhoff



Gestalt nun einmal als Fluch und Segen überkommen hat und die dem flachen Sinn oft deutlicher in Erscheinung treten als diese selbst. Der Tropf, der von der Tageszeitung her den schreibenden Menschen als einen Apparat der Meinung zu gebrauchen gewohnt ist, kann sich natürlich gar nicht vorstellen, daß ich neuerdings auf die Schopenhauer-Zitate so verfallen ~~bin~~, daß ich sie selbst in dem alten Fackelband aufsuchte und von da im Original weiterforschte, sondern er glaubt wirklich, daß er mich mit dem Hinweis auf eine Fackelseite, deren Druckbild in meiner Vorstellung realer vorhanden ist als vor den Augen eines Tropfes, in Verlegenheit bringen wird. So hat sich seit Jahr und Tag ein Gewerbe herausgebildet, mich auf Widersprüchen zu »ertappen«, während es doch gewiß lohnender wäre, auf ~~meine~~ ^{meine} Stirn hinzuweisen, die im Vollbewußtsein dieser Widersprüche sie coram publico und oft ohne den geringsten Versuch einer Bemäntelung oder Erklärung zu begehen wagt. Sie soll, wo sie von der ~~kopfschüttelnden~~ Dummheit herausgefordert wird, erst recht nicht erfolgen und es fällt mir nicht ein, zu begründen, wie es möglich ist, daß ein und derselbe Autor, der sich einmal auf Schopenhauers monarchistische Meinung gegen den Liberalismus bezogen hat, sie heute mit aller sätirischen Vehemenz als Fehlurteil hinstelle. Es wäre vergeudete Mühe, den offenbaren und jeder Intelligenz faßbaren Kontrast auch nur nach der Richtung ausgleichen zu wollen, daß es sich damals — ganz im Stil der politischen Urteilsbildung Schopenhauers — bloß darum gehandelt hat, Stützpunkte für den Haß gegen den Preßliberalismus zu finden / und daß nicht mein Bekenntnis zum Problem der Staatsform zur Erörterung stand, sondern — bei Gelegenheit einer Anklage gegen die Schwurgerichte — alle jene antiliberalen Motive aufgereiht wurden, durch die Schopenhauers Zeugenschaft dem Fortschritt verdächtig wäre. Natürlich läßt sich nicht leugnen, daß dieses Zitat — wie noch viel wirksamer hundert andere Stellen in der Fackel — danach ange-
tan war, mich rein meinungsmäßig nicht an der Stelle stehend zu zeigen, an die mich die Plattformer beider politischen Meinungen heute fixieren. Aber das Erlebnis, dem sich dieser Eindruck abgewinnen ließ, war, wie es eben dort hieß, nicht der Staat,

H. m. m. m.

→ die / meine / Dummheit

→ die / finden / sein

1

H. T. k. p.

H. J.

sondern die Zeitung, also die Welt. Es hat sich im Grunde nicht geändert, aber es hat durch das, was inzwischen geschehen ist, Zuwachs bekommen, der es anders erscheinen läßt. Nur solange es das Problem Monarchie und Republik nicht gab, konnte die Entscheidung zugunsten jener fallen. Das hat sich alles, die Flachköpfe mögen beruhigt sein, ganz organisch entwickelt. Es war eben wirklich »zehn Monate vor dem Krieg«. Und wenns nur einen Tag vor dem Krieg gewesen wäre und das Gegenteil wäre am Tag nach Kriegsbeginn erschienen, so war eben etwas geschehen, erkannt, gewußt, was auch dem nachdenkenden Verstand irgendeinmal den tieferen Zusammenhang erschließen könnte, zu dem lesende Herzen längst und leicht den Zugang haben. Meine Widersprüche scheinen mir schlimmstenfalls das Ehreuzugnis auszustellen, daß der Weltkrieg auf mich Eindruck gemacht hat, was man doch wahrlich von dem Geschmeiß, das sich literarisch mit ihm befaßt hat, nicht behaupten kann. Und wenns eben dieses nicht anders kapiert, so sei ihm in Gottes Namen zugestanden: alles was ich bis zum 1. August 1914 geschrieben habe, war, soweit es in Widerspruch steht zu allem, was ich seit dem 1. August 1914 geschrieben habe und soweit es nicht als Vorwort dazu unmißverständlich ist, falsch. Daß es, weil es von einem und demselben Menschen war, eben diesen beweist und eben von diesem bewiesen wird, das müssen gesinnungstreuere und gedächtnisstärkere Leute als ich bin nicht verstehen. Es war, wie es war, so richtig, wie es heute falsch sein mag, und es konnte nicht anders sein, wie das, was heute ist, nicht anders sein kann. Es kann keine Zeile, kein Zitat anders sein, als es entsteht und steht. Mag es auch fallen und vergehen wie die Zeit, dem lebendigen Willen, dessen Ausdruck es war, kann sie nichts anhaben. Nie wird es diesen Forschern gelingen, mit der Meinung auch das Erlebnis, das sie ihnen in die flache Hand geliefert hat, zu entwerten. Solange nicht für damals und heute außenseitige Beweggründe faßbar werden, solange nicht was ich je gedacht habe, auf das Niveau jener Meinungsbildung gebracht werden kann, deren Konsequenz bedenklicher ist als mein Widerspruch, bleibt es ein aussichtsloses Bemühen, ihn als die Mechanik einer politischen »Einstellung« zu verdächtigen. Ach ich wollte ja auch, daß die Natur gerad-

liniger und flächenhafter mit mir verfahren wäre; aber sie hat mich nur mit der Gabe entschädigt, die Fülle als Mangel zu fühlen und eben den Anstoß zu erleiden, den zu nehmen den Außenstehenden so leicht wird. Gewiß, ich war, bevor die stets verdammte Selbstentwertung konservativer Werte das Ende herbeiführte, kein Republikaner. Aber hat die grundsätzliche Anerkennung des Amtes der Kulturhüter mich je blind gemacht und nicht vielmehr sehend für dessen Mißbrauch und für alle Kulturverderbnis, die er befördert und bewirkt hat? Welcher Republikaner der franzjosephinischen Zeit hätte die Verödung der Geister und Korruption der Charaktere sub auspiciis imperatoris schärfer erkannt und schneidender gerichtet / und ohne jede andere Hemmung als die jenes Paragraphen, dem die Fackel oft genug zum Opfer fiel? Was sollen alle in der Stellung gegen den Erzfeind Presse begründeten Antiliberalismen, was soll die Zitierung des Monarchisten Schopenhauer ~~beet~~ selbst ~~aus~~ der Umstand, daß vor zwanzig Jahren ein Mitarbeiter sich auf den Historiker Friedjung und dessen Wertschätzung des ritterlichen Monarchen bezogen hat, gegen die Erfüllung dieses Zeitraums mit antimonarchischer Satire bedeuten und gegen die untrennbare Einheit eines Werkes, das, über alle publizistische Verbindung der Zeitabschnitte, das reale Grauen der Kriegsjahre ~~heute~~ fast wie ein der Vorkriegsfackel entbundenes Monstrum wirken läßt. Ganz nüchtern, als ob es wirklich in das Belieben jedes konsequenten Esels gestellt wäre, mich auf Meinungen zu auskultieren und auf Beweggründe zu perkutieren, sei gesagt, daß ich nach wie vor mit Schopenhauers Ansicht über die niedrigen Eigenschaften der meisten Menschen, ob sie nun in Rudeln oder als anonyme Briefschreiber auftreten, übereinstimme. Der Unterschied von ihm und zu meiner damaligen Haltung ist nur der, daß ich es heute nicht über mich bringen kann, aus dieser Ansicht die politische Konsequenz Schopenhauers zu ziehen. Daß auch er sie heute nicht zu ziehen vermöchte, wurde vernehmlich genug ausgesprochen und nicht seine Meinung, die ich ehemals zitiert habe, sondern nur die Unmöglichkeit seiner Beweisführung, die in der Analogie mit der Tierwelt doch gewiß zur Groteske wird, dem »Gewieher eines Auditoriums preisgegeben«, von dem ich besser als ein Aufpasser

H. auf mich

H. H.

#

W. A. B.

H. H.

weiß, daß seine Bestandteile eben jener Eigenschaften nicht ermangeln mögen, die Schopenhauer dem Menschengeschlecht nachsagt, das aber weiß Gott unter der Einwirkung einer beherrschenden Kraft sich zu höherem Nutzen zügeln und regieren läßt und eine anders bildsame Gesamtheit abgibt als das Material der Monarchen, die mit ihm die Qualitäten gemein haben. Die Wehrlosigkeit der hörenden Menge ist aber auch ein dankbarer Boden als die widerspruchsbereite Intelligenz des Lesers, die nicht versteht, daß der Respekt vor Schopenhauer nicht besser als gegen die Gefahr betätigt werden könnte, daß sich ein fluchwürdiges Interesse seiner Argumente bediene. Gerade weil er nicht mehr die Möglichkeit hat, sich zu widersprechen, die ihm der Anblick eines durch die Monarchen geschändeten Zeitalters sicherlich nahe gelegt hätte. Ich wäre ja wenn ich diesem Fluch jenes Glück nicht verdankte, nicht minder der Möglichkeit ausgesetzt, daß einer, dem die Erlebnisse zu besserer Einsicht verholfen haben, meinen verjährten Standpunkt hervorhole, um mich vor der Gefahr zu schützen, daß sich die Engstirnigkeit der Waffen bediene, die ich ihr wissend nie geliefert habe. Und riskiere ich nicht heute, da es mir noch gewährt war, mich ihr selbst zu entziehen, daß sie sich an meinen Widersprüchen schadlos hält? Ich habe über das Niveau der Menschheit nicht anders denken gelernt, wohl jedoch über ihre Lage, welche sie freilich den Eigenschaften verdankt, die sie zum Spielball jener Gewalten gemacht haben, die Schopenhauer auf dem einmal gegebenen Niveau als das dazugehörige Faktum betrachtet. Ich mußte dieser Konsequenz untreu werden. Daß ich heute gegen sie geradezu satirisch gestimmt werde, daß mir heute die Aufzählung jener Untertaneneigenschaften förmlich zum Steckbrief eines abgekrachten Monarchen wird, kann nur einem Gedächtnis, das die lebendige Gegenwart des Geistes und des Lebens nicht spürt, bedenklich vorkommen. Das meine, dem ich den Fund der Schopenhauer-Zitate verdanke, hat faktisch nicht die Ehrlichkeit aufgebracht, die ihm so naheliegende Quelle jener älteren Fackelnummer (384/385) (die sogar Schopenhauers Haßdokument gegen die Revolution von 1848 enthält) zu bekennen. Nun will ich mich der Erfüllung dieser wissenschaftlichen Pflicht, an die ich mich lieber erinnern lasse,

für H. J. J.

H. J. J.

H. J. J.

N

H. J. J.

H. J. J.

H. J. J.

nicht länger entziehen. Das bessere Gedächtnis des Lesers, der zum Glück dem Vortrag meines Widerspruchs beigewohnt hat, macht sie mir zur Abwechslung und der schaudervolle Rückblick auf das, was seit dem Oktober 1913 mit der Welt geschehen ist, ohne sie selbstloser, gerechter, rücksichtsvoller, wahrhafter, ^{gutartiger} und vor allem gescheiter zu machen, wird zum Zeitvertreib.

1. ¹¹Spätjahr

2
/

»Vielleicht wird Mancher darin einen Mangel eines festen Systems und ein Schwanken der Grundsätze mit Unzufriedenheit wahrnehmen. Allein man erwäge, daß Politik sich überhaupt auf Erfahrungen gründet, und daß, wenn diese sich ändern, auch unsere Überzeugungen und Meinungen sich ändern können. Ferner, daß die Bemerkungen zum Teil die die Ausdrücke von Empfindungen und Vorstellungen sind, die durch einzelne Begebenheiten in dem Gemüth des Verfassers hervorgebracht, und durch seine jedesmalige Stimmung modifiziert wurden. Man muß also in ihnen nicht etwas Ganzes suchen wollen. Das Ganze liegt in dem Kopf und Geist ihres Urhebers, dessen System nach einem höhern Maßstabe zu bestimmen ist. Vertheidigt er jetzt die Sache der Monarchie, und tritt dann wieder auf die Seite der Demokraten, gut, so ist es nur ein Beweis, wie wenig er von Vorurtheilen eingenommen war, und wie gern er das Gute von beiden Parteien anerkannte.«

Vorbericht zum zweiten Bande der ersten Ausgabe von Lichtenbergs Schriften, veranstaltet von dessen Söhnen.

Eingedenk der Lorbeerreiser

Aus einem Brief:

Da ich weiß, daß für Sie der Krieg noch keine erledigte Sache ist, glaube ich, daß die nachstehende Abschrift eines Befehles, die ich dieser Tage in meinem Kriegstagebuch fand, für Sie Interesse haben dürfte.

Im Jahre 1917 wurden die Marschbataillone verschiedener Regimenter — darunter auch das 28. Marschbataillon des Schützen-Regiments Nr. 1, dem ich als Mannschaftsperson angehörte — in Hrubicszów (in der Nähe von Wladimir-Wolinski) zu einer Armee-Ausbildungsgruppe gesammelt, um dort »die letzte Ausbildung vor dem Abgehen an die Front« zu erhalten.

Anfang Mai 1917 wurde uns Folgendes verlautbart:

»Armee - Ausbildungs - Gruppen - Kommando - Befehl:

Es ist der gesamten Mannschaft an drei aufeinanderfolgenden Tagen zu verlautbaren, daß venerische Erkrankungen als Selbstbeschädigungen kriegsgerichtlich belangt werden, und um dieser Verfügung Nachdruck zu verleihen, sind in jedem einzelnen Falle die erkrankten Leute beim A. A. Grp. Kmdo. vorzustellen.

Für die in letzter Zeit vorgekommenen Erkrankungen, welche nachgewiesener Maßen künstlich erzeugt oder absichtlich herbeigeführt wurden, wird angeordnet, daß die Betreffenden körperlich zu züchtigen sind, und wird die Prügelstrafe, mit 5 Stockstreichen beginnend, täglich um 1 Streich erhöht und so lange verabreicht, bis die Krankheitssymptome erlöschen.

Die erste Züchtigung ist heute um 2^h nachm. an nachfolgenden Leuten durchzuführen: — — —

Vollzugsorgan ist der Proloß, dem 2 kräftige Leute der technischen Kompagnie zur Verfügung zu stellen sind.«

Die Antwort des Polizeipräsidenten

Der Polizeipräsident.

Wien, am 13. Juni 1921.

Euer Hochwohlgeboren!

In der im März d. J. erschienenen Nr. 561 bis 567 der ‚Fackel‘ wurde unter dem Schlagworte »An den Polizeipräsidenten« die angebliche Mitteilung eines angesehenen Wiener Arztes veröffentlicht, in der an einem rücksichtslosen und folgenschweren Vorgehen hieramtlicher Organe eine abfällige Kritik geübt wird.

Da mir daran gelegen ist, daß seitens der Wiener Polizeidirektion stets in streng gesetzmäßiger Weise, ohne jede unnötige Härte und mit tunlichster Schonung der betroffenen Personen amtiert werde, habe ich sofort eine eingehende Untersuchung der Angelegenheit angeordnet.

Da jedoch bei keiner der in Betracht kommenden polizeilichen Amtsstellen von einer solchen Amtshandlung etwas bekannt war, in der Veröffentlichung in der ‚Fackel‘ aber keinerlei Angaben über die in Betracht kommenden Dienststellen der Polizeidirektion enthalten waren und auch eine nähere Bezeichnung des Ortes der Amtshandlung fehlte, mußten zunächst diese Umstände festgestellt werden. Die in dieser Hinsicht bei der Redaktion der ‚Fackel‘ im kurzen Wege eingezogenen Erkundigungen waren insoferne erfolglos, als bloß mitgeteilt werden konnte, daß der Artikel aus der ‚Neuen Freien Presse‘ übernommen worden, Näheres über den fraglichen Vorfall jedoch der Redaktion nicht bekannt sei. Die hierauf bei der ‚Neuen Freien Presse‘ gestellte Anfrage ergab, daß die dem Artikel dieser Zeitung zugrunde liegende »Einsendung« bereits skartiert sei.

Dieses Nachforschungsergebnis dürfte zu dem Schlusse berechtigen, daß es sich um eine »Einsendung« handle, der ein erweislicher Sachverhalt nicht zugrunde liegt und durch die von dem unbekanntem Einsender nur versucht wurde, das Urteil der Öffentlichkeit über die polizeiliche Amtierung irreführen.

Ich möchte diesen Anlaß dazu benützen, darauf hinzuweisen, daß bekanntlich vor einiger Zeit in der Tagespresse auch Berichte, betreffend den von einem Mädchen gelegentlich einer Hotelrevision verübten Selbstmordversuch, zur Veröffentlichung gelangten und auch in diesem Falle die polizeiliche Aktion als ein Mißgriff dargestellt wurde. Aber auch diesbezüglich hat die eingeleitete Untersuchung ergeben, daß der von den Blättern gebrachte Sachverhalt den Tatsachen nicht entsprach und daß insbesondere die beteiligten Amtspersonen durchaus vorschriftsmäßig und einwandfrei vorgegangen waren.

Genehmigen, Euer Hochwohlgeboren, die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung

Schober.

Nichts könnte erfreulicher sein als daß der Appell an den damaligen Polizeipräsidenten den Erfolg der Feststellung hatte, daß die Schändlichkeit, auf die er hingewiesen wurde, sich nie begeben hat, und nichts grotesker als die Tatsache, daß die Fackel in ihrem Glauben an die Neue Freie Presse getäuscht worden ist. Freilich kann zur Rechtfertigung ihrer Empfänglichkeit für das gedruckte Wort und für eines, das auf solchem Papier erschien, vorgebracht werden, daß es sich doch um keine Börsennachricht oder sonst irgendeine Behauptung gehandelt hat, die, weil sie im Text der Neuen Freien Presse enthalten war, alle Zweifel und alle Anrüchigkeit auf der Stirne trug. Es war die Zuschrift eines »angesehenen Wiener Arztes« und wiewohl eine solche gewiß auch von einem weniger angesehenen Wiener Journalisten verfaßt sein könnte, so war doch ihr Inhalt — die Mitteilung einer Tatsache, die einen schweren Anwurf gegen die Polizeidirektion enthielt — ein solcher, den zu erfinden oder vor dem Druck nicht zu kontrollieren, zu allerletzt der Neuen Freien Presse zugetraut werden konnte. Denn wenn die Wiener Journalistik bisher in einem Punkt zuverlässig war, so war es gewiß ihre Feigheit vor Behörden.

ihre Zurückhaltung in der Kritik polizeilicher Übergriffe, ihr Gleichmut gegen alle kriminalistische Ungebühr, durch den sich eben die Prostitution der Tageszeitung von der des Stundenhotels abzuondern vermeinte. Vollends war von der Neuen Freien Presse, die das Wort Syphilis noch heute mit Widerstreben in den Mund nimmt, weil es etwas bedeutet, was man im Verkehr mit der öffentlichen Meinung nicht bekommen kann, vollends von ihr war anzunehmen, daß sie sich nur bei absoluter Sicherheit auf ein so schlüpfriges Gebiet begeben werde, und wie wahr mußte eine Begebenheit, die mit einem Rendezvous im Stundenhotel zusammenhängt, sein, wenn ein so anständiges Blatt, das die Bezeichnung für seinen eigenen Beruf nur punktiert bringt, sich zu einer schonungslosen Erörterung solcher Dinge entschloß. *— 1*
Eher hätte ich geglaubt, daß sie über hundert vernichtete Existenzen zur Schmockerei des Tages übergehen ~~und~~ *— 1* hundert Selbstmorde brutalisierter Frauen totschweigen würde, ehe sie auch nur einen einzigen solchen Fall erfindet. Zu dem gesellschaftlichen Takt, der ihr als der Zeitung der City bei der Kritik der Vorgänge im City-Hôtel Maß auferlegt, kommt noch das Moment der persönlichen Beziehungen zur Polizeidirektion, nämlich der vom Vater auf den Sohn vererbten unerwiderten Sympathie für den damaligen Präsidenten, dessen Sphäre sie doch nicht angreifen wird, wenn sie sich Hoffnungen macht, von ihm über seine Berufung zum Bundeskanzler Authentisches zu erfahren. Kurzum, einem so durch und durch verlogenen Blatt war hier nichts als die blanke Wahrheit zuzutrauen, und wenn Bismarck gesagt hat, daß manches was in einer Zeitung steht, denn doch wahr ist, so durfte ich zu diesem Minimum die Notiz zählen, die ihr ein angesehener Wiener Arzt — und es ist ja leider auch wahr, daß solche mit ihr noch in Verbindung stehen — geschickt haben sollte. Nunmehr stellt sich heraus,

daß nicht einmal das wahr ist, und mein Glaube an Druckerschwärze hat das letzte Loch bekommen, das noch zu vergeben war. Es mag, wenn auch nur so viel wahr ist, daß das Mädchen, dem die Notiz den Ruin seiner Existenz nachsagt, in jenem Hotel betreten wurde, vielleicht ein Fall von Polizistengrobheit vorgekommen sein, trostlos genug und die sogenannte Sittenpolizei, die nur hygienische Agenden zu besorgen hat und der ein miserables Gesetz die Untersuchung der Männer nicht gestattet, verzweifelt an dem Bestreben, ihren Beauftragten, zu deren Amt sich die ohnedies raren Gentleman nicht drängen, bessere Umgangsformen beizubringen. Sicher und erfreulich ist, daß hier kein Beispiel aus dem Gebiet Sittlichkeit und Kriminalität vorliegt, sondern vielmehr ein Beleg zum Kapitel ersparen, auf einer Preßblüthe eine Anklage aufzubauen, ist Kultur und Presse. Daß der Polizeipräsident es sich versagt hat, der Neuen Freien Presse auf der Stelle eine Berichtigung zu schicken und das der Fackel so zu nur zum Schein eine beklagenswerte Unterlassung. Denn abgesehen davon, daß die Auseinandersetzung in der Fackel ihre grundsätzliche Richtigkeit gegen ein zum Glück heute verlassenes System und ihre Wichtigkeit als Warnung behält, ist es geradezu wohltuend, einmal feststellen zu können, daß sich in Wien eine Niedertracht nicht begeben hat, eine Annehmlichkeit, die durch die gleichzeitige Feststellung, daß in Wien noch immer gelogen wird, nicht wesentlich beeinträchtigt werden kann. Am erfreulichsten ist aber der Umstand, daß der behördliche Respekt vor der Tagespresse bis zu dem Grad abzunehmen beginnt, daß deren Lügen nicht mehr einer Berichtigung für wert gehalten werden. Der Polizeipräsident konnte die Lüge der Neuen Freien Presse erst dann nicht auf sich sitzen lassen, als sie zum Zitat in der Fackel wurde. Wohl hat er erst von dieser erfahren, welcher Zeitung sie entnommen war, aber lieber die

→ nicht!

1e

1e

les

1 auf
Xin

H/18

H hat für Januar gebucht 1891

H/18

Ausrede hingenommen, sie sei bereits »skartiert«, als sie wenigstens nachträglich dort einer Berichtigung zu würdigen, wo sie entstanden war, und anstatt wegen Amtsehrenbeleidigung gefaßt zu werden, wird die Neue Freie Presse von amtswegen/der Lüge beschuldigt, wogegen sie sich, wenn sie der Zeugenschaft jenes angesehenen Wiener Arztes sicher ist, ja wehren könnte. Aber sie wird es nicht tun und der Beweis ist schon jetzt gelungen, daß es in den Stundenhotels, selbst wenn Polizisten eingreifen, weit anständiger zugeht als in den Tageszeitungen.

Glossen

Ein Wahrspruch

Die Presse — Auge und Ohr der Welt. Einen bemerkenswerten Sieg hat die »Chicago Tribune« soeben in dem Prozeß errungen, den der Bürgermeister von Chicago gegen sie angestrengt hatte. Es war beantragt, das Blatt wegen Kreditgefährdung zu einer hohen Geldentschädigung zu verurteilen. . . . Die hohe Schadenersatzsumme, die die Stadtverwaltung forderte, wurde damit begründet, daß der Stadt durch diese Angriffe ungeheure Schwierigkeiten bei der Aufnahme von Krediten entstanden seien. Das Gericht stellte sich indessen auf die Seite der verklagten Zeitung und wies die Klage zurück. »Hätte die Stadt Recht bekommen«, erklärte der amerikanische Richter, »so wäre den städtischen Beamten mit dem Urteil ein Mittel in die Hand gegeben worden, die Presse einzuschüchtern und ihre Gegner zum Schweigen zu bringen. Die Presse ist aber heute Auge und Ohr der Welt. Sie ist der Anwalt der Schwachen und Leidenden und leuchtet mit der Fackel der Wahrheit in die Tätigkeit der an hoher Stelle stehenden Beamten. Ohne sie würden die Handlungen von Wohltätern der Allgemeinheit unbeachtet bleiben und den Schwindlern und Gaunern die Möglichkeit geboten werden, ihr verbrecherisches Treiben ungestört fortsetzen zu können.«

Daß dies — vorläufig für die amerikanische Presse — urteilsmäßig festgestellt wurde, ist sicherlich dankenswert. Vielfach ist ja noch das Vorurteil in Geltung, daß die Presse der Anwalt der Starken und der Handelnden sei und daß sie für jede Information dafür zu haben sei, das Publikum über die Tätigkeit der an hoher Stelle stehenden Beamten zu belügen oder sie wenn sie verdienstlich ist, zu behindern. Daß gerade durch die Presse die Handlungen von Wohltätern der Allgemeinheit unbeachtet bleiben und durch sie den Schwindlern und Gaunern die Möglichkeit geboten wird, ihr verbrecherisches Treiben ungestört fortzusetzen, an dem die Presse mit Gewinn beteiligt ist. Daß aber dafür ohne sie der Weltkrieg nicht entstanden wäre und wenn er schon unvermeidlich war, ohne sie die Hyänen sich nachher nicht so gemächlich gemacht hätten. Allerdings ist zutreffend, daß die Presse das Auge und Ohr der Welt ist. Denn die Welt ist so blind und so taub, daß sie sich die Presse gefallen läßt.

✓
in le

1/2

Wo bleiben die Setzer?

Was aus der Geschichte wird, wenn sie der Journalist einrichtet. Prager Leser bekamen das Folgende:

Wien, 22. Oktober.

— — und die österreichischen Monarchisten hätten nicht die Absicht, das Unternehmen zum Ausgangspunkt einer Aktion zu machen. Heute nachmittag um $1\frac{1}{2}$ 3 Uhr sprach der Vertreter des Exkaisers beim Bundespräsidenten vor und teilte ihm mit, daß die Abreise des Exkaisers und seiner Gemahlin nach Ungarn mittels Flugzeug erfolgt sei. Ein Probealarm in Wiener-Neustadt — —

Natürlich ist »heute nachmittag $1\frac{1}{2}$ 3 Uhr« Prager Zeitrechnung, und es war der Bundespräsident der Schweiz. Die Vorstellung, daß der österreichische den Besuch des »Vertreters« empfangen wird, der ihm im Auftrage des Exkaisers mitteilt, wie dieser diesmal es angestellt hat, um Österreich um- und hinterzugehen, und daß er sich unverhaftet entfernt, weil doch der österreichische Bundespräsident froh ist, wenigstens den Vertreter hier zu haben, und was die beiden Herren über die künftigen Pläne des Exkaisers und seiner Gemahlin, etwa über die Rückreise, gesprochen haben mögen — all das beschwert kein Redakteurshirn und infolgedessen auch kein Leserhirn. Nur daß die Setzer, die doch dazwischen eingreifen, nicht ihre Macht benützen, um in einem wohlthätigen Sinne zu intervenieren, ist mir immer erstaunlich. Im alten Tagblatt soll es einen Metteur gegeben haben, der der Redaktion jeden Artikel, der ihm zu blöd war, schonungslos zurückgegeben hat. In welcher Druckerei wäre heute, wo doch das Niveau der täglichen geistigen Leistung noch erheblich gesunken ist, eine derartige Initiative aufzutreiben? Gewiß hat der Handsatz eine größere persönliche Überwindung verlangt als die Bedienung der Setzmaschine. Aber schließlich steht doch auch da ein Mensch mit fünf Sinnen dabei, und sich vorzustellen, daß ein Organismus von dem Inhalt einer Nummer der Staatswehr, des Salonblatts, der Wiener Stimmen oder von einem Leitartikel des Benedikt vorher gewußt hat, ohne es zu verhindern, könnte einen wohl trübsinnig machen. Ich habe mir schon gedacht, ob ich, um mir die Martern, die ich täglich bei einem nur flüchtigen Blick über das stereotypierte Weltbild erleide,

zu lindern, nicht wenigstens als Setzer in die Neue Freie Presse kommen könnte, um dort durch gütliches Zureden oder, wenn nicht anders möglich, durch Streik, passive Resistenz, Sabotage Ordnung zu schaffen. Den Plan, es mit Geld zu versuchen, habe ich wegen der Teuerung aufgeben müssen.

* * *

Eine Verwechslung

Titel:

Die geschiedene Gattin und die Kinder Otto Czerniss
von Fasziſten beſchossen.
Eine verhängnisvolle Verwechslung in Viterbo.

Text:

— — einer verhängnisvollen Verwechslung zum Opfer gefallen. Sie wurden, als sie im Auto die Stadt passierten, für Fasziſten gehalten und von deren Gegnern beſchossen.

Kommunisten haben das Reiseauto — — in dem sie Fasziſten vermuteten, beſchossen.

Also nicht einmal der einfachste Tatsachenbericht gelingt diesem erbärmlichsten Handwerk, das wohl würdig wäre, von Fasziſten und Kommunisten gleichzeitig und damit keine Verwechslung mehr vorkommt, erledigt zu werden.

* * *

Aufregung des jungen Biach

Verweigerung des freiwilligen Thronverzichtes

Durch ~~den~~ Exkaiser Karl.

Ja durch wen denn sonst? So ein Untertitel ist ein Akt der Besinnung, und da kommt immer eine Dummheit heraus. Da ist es schon besser, er tobt sich in Titeln aus. Und das trifft er. In keiner andern Zeitung würden sie auffallen. Hier hört man die Stimme, und es ist, wiewohl das Wortmaterial doch gar nichts Anstößiges hat, geradezu ein Judenschulbeispiel. Ich könnte an den folgenden Aufschriften, die hintereinander zu lesen waren, und die wie hastig diktierte Verhaltensmaßregeln klingen, Jargonunterricht erteilen.

M H. H. König

Die englische Regierung gegen den Exkaiser.
 Einmütige Verurteilung des Verhaltens des
 Exkaisers durch den Schweizer Bundesrat.
 Entrüstung in der Schweiz über das Vorgehen
 des Exkaisers.
 Einleitung einer Untersuchung durch den
 Bundesrat.
 Unmöglichkeit der Wiederkehr in die Schweiz.

Er hat ja recht. Aber wenn man bedenkt, wie er sich
 dabei aufregt und daß es auch bereits knistert im Bau der
 kleinen Entente wie es einst gerieselt hat im Gemäuer der großen,
 so muß man wirklich um ihn besorgt sein. Er soll sich um
 Gottes und des Blattes willen schonen!

Wort

← Nur in Deutschland möglich ^{net?}

»Kunst und Kaufmann.« Die Königsberger Herbst-
 messe, die vom 14. bis 18. August stattfindet, wird, wie uns unser
 Korrespondent schreibt, ebenso wie ihre Vorgängerin im Frühjahr
 eine Künstlerische Veranstaltung bringen. Verbunden mit der Messe
 ist eine Kunstausstellung mit der interessanten Sonder-
 ausstellung »Kunst und Kaufmann«, die dartun soll,
 wie Künstler und Kaufmann aufeinander ange-
 wiesen sind, und die hoffentlich zum besseren gegen-
 seitigen Verständnis beider beitragen wird.

Kunst und Kaufmann sind so aufeinander angewiesen
 wie Medizin und Ludendorff, deren Verbindung sich ja gleich-
 falls in Königsberg vollzogen hat. Wenn Kant lebte, würde er
 nun zum erstenmal diese Stadt verlassen.

Die Not in Wien

Aus der ,Reichspost':

Die Not in Wien. Nicht die ist gemeint, die öffentlich
 durch die Straßen schreitet, die allen sichtbar ist und bettelnd an
 den Ecken der Gassen, vor den Toren der Kirchen sieht, nein, die
 stille, heimliche Not ist es, von der hier die Rede ist. Die getragen
 wird mit zugebissenen Zähnen und vor der Öffentlichkeit sich ver-

honne i. P. kkk = Lili!

Mehr Säuglingsschutz!

Die ‚Staatswehr‘ ist in der Lage, den Text einer neuen
»österreichischen Monarchistenhymne« mitteilen zu können,
die von Kasmader herrühren dürfte und in der unter anderm
das folgende vorkommt:

Herr Kaiser, Herr Kaiser, wir halten dir Treu',
Schwarzgelb, wir, die Legitimisten,
Dir Treu' bis zum Tod, ohn' Wanken und Reu',
Als öst'reichisch fühlende Christen!

Die Liebe zum Erzhaus schon sogen wir ein
An unseres Mütterleins Brüsten —

Und da gibt es noch Leute, die einer Freigabe der
Fruchtabtreibung widerstreben! Nein, sich nur auszumalen,
daß so ein armer Wurm die Liebe zum Erzhaus an des
Mütterleins Brüsten einsaugt, und nichts als diese, eben weil
wegen der Liebe zum Erzhaus alle nahrhafteren Stoffe aus-
gegangen sind — es ist wahrhaft gräßlich. Was sind das aber auch
für entmenschte Mütterlein, die, wohl wissend, daß sie
nichts als Liebe zum Erzhaus abgeben können, dem armen
Säugling noch die Brust darbieten! Das heißt wirklich zum Schaden
den Spott fügen. Der Säugling schreit, und sie stillen ihn mit
Erinnerungen an Habsburg, dessen Interessenvertretern es
bekanntlich schon einmal gelungen ist, die Milch der frommen
Denkart in Liebe zum Erzhaus zu verwandeln. Und doch,
so etwas wächst heran, wird Offizial und weist mit Stolz auf
das Kindheitserlebnis.

Der Zusammenhang der Ereignisse

Der Zusammenhang der Ereignisse läßt sich bereits über-
sehen: Es ist eine Schlacht gemeldet worden, die nicht statt-
gefunden hat . . . Dennoch stand die Sache des Königs offenbar
sehr schlimm. Er wollte durch friedliche Verhandlungen zu einer
Verständigung mit der ungarischen Regierung kommen und schlug
deshalb sofort, als er auf Gewalt stieß, einen Waffenstillstand vor.

*Immer. mag H. allgegenwärtig
Säugling!!
König der
Bundigte
Narren!!*



Gestern war ein zweites Verhandlungsangebot erfolgt. Horthy und seine Regierung, die nicht auf Verständigung, sondern auf Gewalt bedacht waren, war es indessen gelungen, ihre Machtmittel in Bewegung zu setzen. Das Ergebnis war der Rückzug der Königsanhänger und ein Diktat der Regierung an den König und seine Freunde, das nicht feindlicher und schonungsloser sein könnte —

Schreibt die ‚Reichspost‘. Waffengewalt gegen Heimweh — dürfen's denn das? Ein Wehrloser, ohne jede Stütze außer Gott, seiner Gemahlin und seiner gerechten Sache, ohne jeden andern Wunsch als nach seiner Krone. Wenn man sie ihm gibt, fällt es ihm gar nicht ein, schießen zu lassen. Er schlägt zu diesem Behufe Waffenstillstand vor. Er wiederholt das Verhandlungsangebot. Er hat ja keine Armee und zieht mit ihr in friedlicher Absicht nach Budapest. Und so begegnet man ihm! Man läßt ihn nicht einmal hinein. Bevor er noch drin ist, setzt man die Machtmittel gegen ihn in Bewegung. Kreuzmillion! rief der Funder, als ihn Horthy so enttäuschte. Das Kreuz macht er über ihn und die Million nähme er von ihm nicht geschenkt!

* . *

Der Zug

Einem »vorläufig allerdings noch lückenhaften Bild der Ereignisse«, das die ‚Reichspost‘ einem Augenzeugen verdankt, entnimmt sie:

Der Zug des Königs von Oedenburg bis Budaörs war — ein wahrer Triumphzug gewesen — es war kein Hofzug, sondern ein notdürftig adaptierter Roter Kreuz-Zug — Der König befahl den Rückzug — Auch der Hofzug des Königs, den die Gegenseite als solchen erkannt haben mußte, stand unter Schrapnellfeuer — während des Königs Berater Rakovszky den günstigen Augenblick des Einzuges nach Budapest ungenützt verstreichen ließ.

Es ist also nicht klar, ob der Zug ein Triumphzug oder nur ein Hofzug war, es ist zweifelhaft, ob es ein Einzug oder nur ein Roter Kreuz-Zug gewesen wäre, aber daß es ein Rückzug war, scheint in dem vorläufig allerdings noch lückenhaften Bild der Ereignisse doch festzustehen.

Epilog

Gesprochen am 30, Oktober

Gewiß, ein Monarch kann auf Regierungsdauer ein Trottel sein, das widerstreitet nicht dem monarchischen Gedanken. Wenn er sich aber auch in der Zeit, da er kein Monarch mehr ist, wie ein Trottel benimmt, nämlich durch die Art, wie er wieder ein Monarch werden möchte, so sollte man doch meinen, daß auch die Anhänger des monarchischen Gedankens ihm die Eignung hiezu absprechen müßten. Freilich huldigen ja die Anhänger des monarchischen Gedankens auch der Anschauung, daß ein Trottel, der einmal ein Monarch war, gar nicht aufgehört habe, einer zu sein, nämlich ein Monarch, so daß ihn der Umstand, daß er sich auch während der Unterbrechung als ein solcher gezeigt hat, nämlich als ein Trottel, nicht hindern könne, der Monarch zu werden, der er immer war und ist. Woraus ferner hervorgeht, daß auch die Anhänger des monarchischen Gedankens nie aufhören, das zu sein, was sie sind und immer waren, nämlich Anhänger des monarchischen Gedankens.

Theater, Kunst und Literatur

Herr Felix Salten, der eigentlich ein Zionist ist, aber vor der Verwirklichung seiner Sehnsucht auch noch die Wiedereinsetzung der Habsburger in Österreich betreibt, hat überdies Zeit gefunden, seine Theaterkritiken gesammelt herauszugeben, womit gewiß einem allseits gefühlten Bedürfnis abgeholfen wäre. Herr Leon Kellner, der auch Zionist ist, ohne aber zugleich nach einem schwarzelben Fleck happig zu sein, scheint es nun Herrn Salten zu verübeln, daß ein Jud keine andern Sorgen haben soll als dem elastischen Schritt der Habsburger nachzutrauern. Er kann sich jedenfalls eine Verschmelzung zweier Weltanschauungen, die so etwas wie ein spanisches Hofzeremoniell ergeben würde, nicht vorstellen und unterschätzt offenbar die Vielseitigkeit des Herrn Salten, von dem er nicht weiß, daß er nebst der nationalen Überzeugung nicht nur ein tadelloser Feuilletonist ist, der federn und brausen kann, je nachdem, sondern daß sich hinter seinem Pseudonym niemand geringerer als jener lange gesuchte legendäre Hofeinspanier verbirgt, der bei den Habsburgerbegräbnissen einherzuschreiten pflegte. Und daß dieser die Monarchie schmerzlich vermißt, kann doch den besten Republikaner nicht wundern. Kellner hat nun dem Herrn Salten in einer Kritik, die sich äußerlich als Hymnus gibt, rechte Bosheiten versetzt, ja er hat ihn geradezu in seiner Geschicklichkeit, den verschiedenartigsten Gustos gerecht zu werden, entlarvt. Er schreibt:

Sein Ausdruck ist immer seinem Gefühl angemessen; er ist nachdrücklich und scharf, mild und weich, wie es ihm zu Mute ist. Das macht seinen Stil so hinreißend, so überzeugend, so unwiderstehlich. Und mit gleicher Genauigkeit bringt er einen Gedanken heraus. Da gibt es kein Wort, das ungefähr oder beinahe paßt; die Sprachgewänder, die er seinen Vorstellungen gibt, sind eben immer neu und nach Maß.

So scharf hätte nicht einmal ich es gesagt, von dem Herr Kellner dann wieder die literarische Ehrenformel, ein »Diener am Wort« zu sein, übernimmt, um sie Herrn Salten zu verleihen, den er soeben mit Recht als einen Schneider am Wort

charakterisiert hat. Und da ein solcher doch des Auftrags bedarf, so werden sich die Vorstellungen eben nach den Bestellungen richten. Welchen Stoff immer der Chef aussucht oder auch der spontan erkannte Geschmack der Kundschaft empfiehlt, ob Zigeunermusik oder Kapuzinergruft, Kriegsanfahre oder Theaterkritik, Einstein oder Steinach, war's ein seltner Vogel oder Ammonshorn, wie es der Wanderer findet auf den Bergen — Salten kann alles. Die Sprachgewänder sitzen wie angegossen, immer ne und nach Maß. Ein Schneider, der die Sprache bei weitem nicht so gut beherrschte, sage mir einmal mit höchster Anerkennung des von ihm geschaffenen Werkes: »Also bitte — ein passabler Anzug!« Herr Kellner hat ganz recht; Saltens Artikel sind immer ein elegantes Tragen.

(Thomas Mann über »geistige Österreicher«.)

Dem deutschösterreichischen Dichter Franz Karl Ginzkey, der durch seine Lyrik wie durch seine Erzählungen — namentlich durch seinen Walter-von-der-Vogelweide-Roman — weiten Kreisen bekannt und wert geworden ist, hat die Wiener Literarische Anstalt zu seinem fünfzigsten Geburtstag eine Festschrift gewidmet, die Beiträge von namhaften reichsdeutschen und deutschösterreichischen Schriftstellern enthält. Thomas Mann widmet dem Jubilar folgende Worte: »Ein Wiener Kritiker hat mich einmal als geistigen Österreicher in Anspruch genommen, was ich keineswegs dumm fand. Jedenfalls bedeutet es ein herzliches Lob in meinem Munde, wenn ich sage, daß ich keinen vollkommeneren österreichischen Schriftsteller weiß als den, dem Ihre Festschrift huldigen soll. Was ich an seiner Kunst besonders schätze, ist die Mischung populärer und hochgeistiger Elemente, die sie darstellt — eine Vereinigung, die anderwärts nur in ganz erhabenen Fällen angetroffen wird, in österreichischer Kultursphäre aber nichts Ungewöhnliches ist, sondern sich mit glücklicher Leichtigkeit vollzieht.«

Am glücklichsten in jenem Gedicht des Jubilars, worin er den Russentod in den masurischen Sümpfen verklärt hat; da kam die Mischung populärer und hochgeistiger Elemente in einem »gluck-gluck« mit äußerst glücklicher Leichtigkeit und ganz plastisch zur Geltung, und der Marzell Salzer wäre mit dieser Nuance, die er mit Unterstützung seiner fröhlich zwinkernden Äuglein erquickend herausgebracht haben

Triller gewollt findet Man für Man 7. Oktober 1921

soll, der Liebling sowohl des Wiener Publikums wie des Hindenburgschen Hauptquartiers geworden, wenn er es nicht schon gewesen wäre. Herr Thomas Mann, der das Kunstwerk vielleicht nicht kennt, aber abgeklärt genug ist, um seine Gläubigkeit erforderlichenfalls auch daran nicht Anstoß nehmen zu lassen, hat längst das Zeug in sich, ein geistiger Österreicher zu sein. Womit ich aber beileibe nicht, wenn dadurch zwischen den Rassen eine Verschiebung eintreten sollte, seinen Bruder Heinrich als geistigen Italiener reklamieren wollte. Weil es mir nämlich dazu nicht genügt, daß er den Fünfer als eine Art Neuner schreibt, wie das der Zahlkellner vom Gambrinus in Neapel kann. Ebenso wenig, wie ich etwa zu überzeugen wäre, daß Rilke mit der Charlotte v. Stein korrespondiert hat, obgleich er als Datum einen Tag des July (und noch dazu mit zwei Punkten über dem y) so schlicht und natürlich hinzusetzen imstande wäre, als ob das gar keine Anstrengung kosten würde. Aber schuld an allem ist gewiß nur meine Myopie, die hinter dem Äußeren das Innere nicht wahrnimmt, und eine Schwerhörigkeit, die die ganze Literatur von heute in den Verdacht bringt, nichts zu sagen.

Handwritten note: *Handwritten note: (Kilch w. p.)*

Handwritten note: *Handwritten note: (Kilch w. p.)*

Handwritten notes: *[wof]*
H. Ulrike von
Lorentzow

Handwritten note: *H. Lorentzow*

Die Totschweigerei kanns auf die Dauer nicht verhindern: das literarische Deutschland hat doch schon was von mir läuten gehört:

Herrn Karl Krauss
Verlag der Weißen Blätter
München
Luisenstr. 31

Nürnberg, d. 23. Juni 1921

Sehr geehrter Herr!

Wir haben schon so viel Gutes von Ihren »Faust-Abend« gehört & gestatten wir uns die Anfrage, ob, wann & unter welchen Bedingungen Sie im Literarischen Bund Nürnberg einen solchen Abend abhalten würden. Unsere Saison dauert von Oktober 1921 bis Mai 1922. Um recht baldigen Bescheid ersuchen wir Sie höflichst & zeichnen

Hochachtungsvoll
Literarischer Bund
Geschäftsstelle
Albrecht Dürerplatz Nr. 4a/II
Fernruf 9127

Handwritten note: *Rilke wof mit der Ulrike von Lorentzow*

Handwritten note: *H. (mit ...)*

Oder auch so:

Herrn Karl Kraus

Wien IV.
Schwindgasse 3

Leipzig, den 13. Oktober 1921

Sehr geehrter Herr!

Wir erlauben uns hierdurch die ergebene Anfrage, ob Sie noch im Besitz von kompletten Exemplaren von der von Ihnen herausgegebenen Zeitschrift »Die Fackel« sind.

Ein gewisser Herr Wolf in Wien hatte auch inseriert, daß er komplette Exemplare von »Die Fackel« verkaufen würde.

Wir bitten Sie, uns evtl. anzugeben, wie die genaue Adresse dieser Firma lautet.

Beim Verleger ist die Zeitschrift leider nicht mehr aufzutreiben, da diese eingegangen ist. Für Ihre Antwort im Voraus bestens dankend zeichnen wir hochachtungsvoll

Buchhandlung Gustav Fock G. m. b. H.

Mit einem Wort, es hat sich in Deutschland schon ziemlich herumgesprochen, daß es einmal eine Zeitschrift »Die Fackel« gegeben hat, von der nunmehr auch mir mitgeteilt wird, daß sie eingegangen ist, von der aber zum Glück Herr Wolf in Wien, dessen genaue Adresse mir bekannt sein dürfte, noch einige komplette Exemplare besitzt. Auf die Dauer ließ es sich ja nicht verheimlichen und jetzt wo es freilich zu spät ist, kommt es heraus. Aber durch das Herummunkeln bin ich in Deutschland doch schon so bekannt geworden, daß wenn heute ein Analphabet eine Zeitschrift gründet und mit einem Artikel gegen mich eröffnet, damit allein ein Geschäft zu machen ist, das im Buchhändlerbörsenblatt, gleichfalls in Leipzig, balkendick annonciert wird:

»Gegen Karl Kraus schreibt — —«

Und wenn einer den Parasiten ermahnt hat, er sei »selbst eine viel zu kraftvolle Begabung, um nicht einzusehen, zu wessen Freude und Genugtuung er seine Angriffe gegen Kraus richtet«, so wird auch das inseriert. Nein, unanständiger ist wohl kein Literaturbetrieb auf Erden als der deutsche, und es ist ein Wohlgefühl, von ihm ein Leben lang so ungefördert geblieben zu sein, daß man schließlich die Chance für jedes fremde Geschäft abgibt.

Ein Wiener Abendblatt, das mit Recht wenns schon ganz finster ist (8 Uhr!) erscheint, versichert, daß Barbusses politische Ideen »den unsern diametral entgegengesetzt sind«. Das ist ein Kompliment für den Interviewten, das er gewiß nicht nötig hat. Aber hoffentlich hat auch das folgende Zwiegespräch nicht stattgefunden:

»Wie denken Sie über die neuesten literarischen und artistischen Bewegungen, namentlich über den Dadaismus?«

»Diese neuen Bewegungen«, sagte Barbusse, »von denen ich nur den Kubismus und den Dadaismus kenne, halte ich für äußerst fruchtbringend, denn sie wirken fördernd auf die ältere, auf den Traditionen fußende Literatur, indem sie die Beseitigung der lästigen und hemmenden Konventionen beschleunigten. Ich glaube aber der Unparteilichkeit die Bemerkung schuldig zu sein, daß beide Richtungen andererseits neue Konventionen ins Leben gerufen haben, die fast ebenso schädlich sind wie die alten, die sie beseitigt haben.«

Demnach hätte die Kunst entschieden Pech. Kaum wird sie der lästigen und hemmenden Konventionen ledig, wachsen ihr schon wieder neue zu. Man erfährt bei dieser Gelegenheit aber nicht, wie nunmehr die ältere, auf den Traditionen fußende Literatur aussieht, nachdem der Kubismus und der Dadaismus fördernd auf sie gewirkt haben, und vor allem nicht, wie jene Konventionen der älteren Literatur beschaffen waren. Offenbar mußte außer dem Zwang, einen Gedanken zu haben, auch noch der Vers ein Vers sein. Die neuen Konventionen, nämlich daß außer dem Zwang, keinen Gedanken zu haben, der Vers kein Vers sein darf, sind aber, wie sich jetzt herausstellt, fast ebenso schädlich. Jedemnoch, daß namentlich der Dadaismus äußerst fruchtbringend gewirkt hat, ist gar nicht zu bezweifeln, wenn man nur so ein Gedicht im dadaistischen Zentralorgan liest, das mir aus unbekanntem Gründen regelmäßig aus Paris zugeschickt wird:

Die schwalbenhode

4.

Tapa tapa tapa
Pata pata
Maurulam katapultilem i' lamm
Haba habs tapa
Mesopotaminem masculini
Bosco & belachini
Haba habs tapa
Woge du welle
Haha haha

ARP

Die Druckkosten gehen mich ja nichts an. Aber wegeß des Portos gebe ich doch zu bedenken, daß damit vielleicht ein Frühstück für das hungernde Kind eines Wiener Invaliden zu bestreiten wäre. Was gewiß auch, wiewohl seine ästhetischen Ideen den meinen diametral entgegengesetzt sind, Barbusse zugeben wird.

Wie es kam

Eins von der Zuckerkanal:

Ich kann nur erzählen, wie ich selbst zur lebendigen Anteilnahme an dem mir bisher gleichgültigen, stellenweise mich ödenden Drama »Tell« jetzt kam. Vor mir liegt ein Buch, das den Titel trägt »A political Pilgrimage«. Ethel Snowden hat darin die Erfahrungen ihrer, im vergangenen Jahr unternommenen Wahrheitskreuzzüge (so nur sind ihre Reisen zu nennen) niedergelegt. Da nun ist das Kapitel über Irland. Von einer mutigen Frau geschrieben, für die das Bekenntnis zum Menschentum so heilig ist, daß sie, obwohl Engländerin, hier in die Welt schreit, was Englands Geßler an einem um sein Recht blutenden Volk verbrochen. Geschichte um Geschichte lesen wir, die die Snowden vom Bauernhaus zur Farm, von dort in halbzerstörte Städte wandernd, erlebte. Baumgartners Totschlag, seine Flucht, seine Rettung; die Blendung des alten Melchtal und des kleinen Walter Tells Schreckensszene werden zur Alltagsnotiz.

Nur dadurch unterscheidet sich Schiller von der Mrs. Snowden, daß er zwar nicht die Schweiz, wohl aber sie die Zuckerkanal gesehen hat, ehe sie deren Bedeutung ein Kapitel ihrer Wahrheitskreuzzüge widmete. So zeigt sich die Mrs. Snowden gewiß noch besser über die österreichischen Verhältnisse orientiert als Schiller über den Vierwaldstättersee. Sie hielt die Zuckerkanal für eine soziale Angelegenheit, nicht bloß für eine kulturelle, sie scheute vor nichts zurück, um den Jammer Wiens kennen zu lernen und soll sogar von Hofmann eingerichtete Elendswohnungen mit eigenen Augen geschaut haben. Nur um auch dem landschaftlichen Moment gerecht zu werden, versäumte sie es nicht, noch den Hermann Bahr aufzusuchen, was man ihr keineswegs verübeln kann, da ja gewiß auch Schiller nicht nein gesagt hätte, wenn sich ihm die Gelegenheit geboten hätte, sich den Auinghausen vorstellen zu lassen, wiewohl man sich diesen doch viel leichter vorstellen kann als den Hermann Bahr.

1911
Hofmann

Sie fand ihn kniend auf den Fliesen jener Kirche, die bei Reinhardts Festspielen mitgewirkt hat, im Gebet versunken und die Namen Thomas von Aquino und Lippowitz murmelnd. Um ihn nicht zu stören, suchte sie ihn in seinem Heim auf, wo aber gerade ein Photograph damit beschäftigt war, ihn in der kleidsamen Tracht eines Dorfältesten aus dem Kanton Salzburg, mit ganz kurzen Lederhöschen und einem ehrwürdigen Vollbart, der sich von den nackten, aber wohlgeformten Schenkeln wirkungsvoll abhob, für die ‚Dame‘ zu photographieren. Sonst nur noch mit einem Büßerhemd und Hosenträgern, wie sie im Salzburgischen häufig vorkommen, bekleidet, das Haupt nachdenklich auf die rechte Hand gestützt, lehnte er in einem Klubfauteuil, um den ihn der liebe Gott benedict hätte, und hinter ihm, die Linke auf seiner Schulter, stand die dramatische Sängerin Anna Bahr-Mildenburg mit einem Ausdruck, der weniger für sich selbst als für den Gaukler unsrer lieben Frau das Mitleid der Kirchenbesucher anzuflehen schien. In beider Blick war aber doch ein zuversichtlicher Ernst wie von Menschen, denen, mag da kommen was will, nix g'schehn kann, und etwas wie die Gewißheit, daß das Bild für eine Nummer bestimmt sei, in der auch der Komponist Leo Fall in Ischl vertreten sein würde, gleichfalls als Halterbua verkleidet, geblendet von Sonne und Tantiemensegen, zwischen Ähren einherschreitend, die sich biegen vor Freude, mit auf dem Bilde zu sein, während Herr Slezak mit den Seinen in der Sommerfrische schon in der vorigen Nummer erschienen ist. Mrs. Snowden war von ihrer Begegnung mit dem Hermann Bahr, der ihr Rede stand, nachdem sich die Gruppe gelöst hatte, insofern enttäuscht, als er alle Befreiung von den sozialen Übeln erst vom Jenseits erwartet. Mehr hat sie in Salzburg nicht erfahren können, höchstens noch, daß dort die Kirchenglocken, soweit sie das Kriegsministerium nicht in Kanonen verwandelt hatte, Herrn Reinhardt zur Verfügung gestellt wurden. Sie beschloß darum, die traurige Lage, in der sich Österreich aus diesen und anderen Gründen befindet, lieber gleich mit den Augen der Zuckermandl zu betrachten, und schrieb über sie, nämlich über die Zuckermandl, ein längeres Kapitel. Diesem Umstand, und daß die Mrs. Snowden in Irland und hierauf in Österreich war, hat Schiller, der nie in der Schweiz war, es zu verdanken,

daß die Zuckerkandl, unbefangen wie sie ist, nachträglich auch zur lebendigen Anteilnahme an dem sie bisher ödenden Drama »Tell« gelangt ist. Durch diese hohle Gasse mußte es kommen.

* * *

Ein Quiproquo

(Wahnsinnsszene in der Peterskirche) Bei dem Besuch einer Touristengruppe in der St. Peterskirche in Rom versuchte ein Mann plötzlich die zum Allerheiligsten führende eiserne Tür zu öffnen, indem er ausrief: »Ich bin St. Petrus, zeigen Sie mir den kürzesten Weg zum Vatikan, wo der Papst mich zu einem großen Diner erwartet. Ich kenne Benedikts vorzügliche Küche.« Ein Schweizer hatte die Geistesgegenwart, zu erklären: »Ich bin Benedikts Privatsekretär, kommen Sie mit mir, das Diner ist fertig«, und ohne Widerrede folgte der Wahnsinnige ins Irrenhaus.

Das Neue Wiener Journal, das diese Meldung bringt, unterläßt es zartfühlend, mitzuteilen, daß es sich um einen seiner beliebtesten Mitarbeiter gehandelt hat. Er ist inzwischen längst wieder seinem Beruf zurückgegeben, da er in überzeugender Weise dartun konnte, daß er nur den andern Benedikt gemeint habe.

* * *

Intimes von Dichtern

Dieser Tasso hat keinen stark bezeichnenden Zug der Eitelkeit, der Zerstretheit, der Nachlässigkeit — man weiß, wie Dichter sind — und die Heftigkeit kommt bei Aslan nicht aus Tassos nervösem Temperament, sondern — —

Man muß sich dazu das Kopfnicken der Börseaner vorstellen, die das zum Frühstück lesen: man weiß, wie Dichter sind. Nicht werden sie wissen, wo doch jede Familie ihren Tasso hat, zerstreut, schlampig, bitt Sie wie schon Dichter sind, man weiß doch, man steht sich mit ihnen aus, alles vergessen sie, nur nicht eigenhändig signieren!

* * *

Wiener Allgemeine Zeitung vom 17. Oktober:

Leipzig, 17. Oktober. (Telegramm der »Wiener Allgemeinen Zeitung«.) Gestern fand im Leipziger Nationaltheater die Uraufführung von Franz Werfels Drama »Der Spiegelmensch« statt und hatte einen geradezu ungeheuren Erfolg. Es war ein Abend, wie ihn die Annalen der deutschen Theater kaum zu verzeichnen haben.

Dieselbe vom 19. Oktober:

Franz Werfels »Spiegelmensch« fand bei der Uraufführung am Leipziger Stadttheater, wie dem »Berl. Börs.-Courier« telegraphiert wird, eine freundliche Aufnahme, die nicht ohne Widerspruch blieb. Man empfand das bedeutende Werk vom Bühnenstandpunkt als zu sehr belastet von philosophischen Problemen.

Die Wahrheit liegt in der Mitte. Es war ein Durchfall.

Oder vielmehr ein geradezu ungeheurer Ausstattungserfolg, wie ihn die Annalen der deutschen Theater kaum zu verzeichnen haben.

Neue Leipziger Zeitung, 17. Oktober:

Zu diesem Zweck projiziert Werfel aus einem schwachen, aber den Wert suchenden Menschen das andere, geduckte, heimliche, triebhafte Ego. Aus dem Schaukel- und Gaukelspiel der Doppelgänger macht er buntes, sinnreiches Theater. Der Mensch, der sonst in dämmernder Bewußtlosigkeit seines Doppel-Ichs sein schlechtes Leben lebt, ist auseinandergenommen, bewußt und das ineinander verschlungene Leben beider Teile offenbar gemacht. Dies sind Werte und Verdienste. Sie bleiben, wiewohl dem ethischen Ringen Thamals mehr »süß-geheime Opernhaftigkeit« als echte hinreißende Kraft zu eigen ist; sie bleiben, wiewohl ein ungleich größerer und strengerer Ethiker, Karl Kraus, die Dichtung Werfels in den Literatur-Ramsch der Zeit wirft und mit seiner magischen Operette, der Parodie »Literatur oder man wird doch da sehn« in erfolgreichen Wettbewerb mit der magischen Oper Werfels tritt. Und dennoch, dennoch bleiben ihre Werte und Verdienste bestehen, weil, gemessen am dichterischen und literarischen Niveau der neuen Dichtung, der »Spiegelmensch« wenn auch keine Offenbarung, so doch eine — Talentprobe ist. Und mehr als das: Es ist etwas vom Atem unserer Sehnsucht, der die Werfelsche Virtuosenposaune zum Tönen bringt. Er ist der begabte Nach- und Vorsprecher dessen, was viele von uns bewegt.

Ohne Zweifel. Und deshalb wird man, ob die Werte und Verdienste bleiben werden, doch da sehn.

Unwesentlich hiefür scheint nach dem Prager Tagblatt ein Umstand zu sein:

Wenn sich Thamal zuweilen in Franz Werfel selbst verwandelt und Spiegelmensch da und dort die Larve Karl Krausens trägt, so ist dies vorübergehende Abirring, unwesentlich für die Erfassung des Ganzen. Diejenigen gehen fehl, die vermeinen, der Autor hätte dieses Drama auf sich selbst und seinen Widersacher gemünzt.

12

(ganz anders)

Das hat er ganz gewiß nicht getan und bei der Leipziger Uraufführung ist man deshalb von der vorübergehenden Abirring wie folgt abgewichen.

Leipziger Tagblatt, 17. Oktober:

Daß Werfel hier nach Goethe allzu goethische Verse schreibt und sich nach »Faust« allzu »faustisch« (und im Spiegelmenschen mephistophelisch) gebärdet, das hat ihm schon der große Wiener Schriftsteller Karl Kraus in einer Parodie nachgewiesen, zu der sein ehemaliger Verehrer Werfel so unvorsichtig war, ihn, den gefährlichsten lebenden Polemiker, herauszufordern. (Werfels Angriff wurde, dem Leipziger Verständnis zuliebe, bei der Aufführung auf den »Drachen« hin verbogen.) Es bleibt im Rahmen dieser Kritik, die sich mit einem immerhin, wenn auch leider, wirksamen Ausstattungsstück und nicht mit jener großartigen Kultursatire zu beschäftigen hat, nur Raum für die schlichte Erklärung, daß die magische Operette »Literatur« von Karl Kraus der Literatur sehr viel länger angehören wird, als die Literatur, die ihr Anlaß war. Daß Werfel sein Kloster auf dem Umweg über Strindberg und »Damaskus« gefunden und seine Schleim-Gottheit Ibsens großem Krummen im »Peer Gynt« nachempfunden hat, auch diese Erkenntnisse hat Karl Kraus dem Theaterkritiker vorweggenommen.

Wenn sich aus manchem Entlehnten und vielem Anempfundenen ein neues Eigenes ergäbe, dann hätte man auch dieses Eigene aus zweiter Hand noch dankbar entgegenzunehmen von dem österreichischen Lyriker. Aber es gähnt unter der Ausstattung von Worten und Versen, von Farben und Scheinwerfern die Leere einer verschwommenen Weltbetrachtung, die kaum für den Hausgebrauch genügt und, von der Bühne herab verkündet, unweigerlich bewirkt, daß ich mich ähnlich, wie der böse Spiegelmensch betrage: Wie es in mich hineingähnt, so gähnt es wieder aus mir heraus. — — Und im Notfall sind immer noch Goethe, Shakespeare, Kleist und Genossen da, die zwar keine Zeitseele, aber etwas größere Seelen haben. (Werfel hingegen hat eine erstklassige Ausstattung.)

Man kann es dem Professor Baranowsky nicht übelnehmen, daß er nicht mehr als dekorative Wirkungen suchte, im Dienste eines dekorativen Autors. Dieses Stück ist, und diese Aufführung war, auf seelenvolle Tapeten eingestellt. So ein bißchen ein luxuriöses Tanzlokal gab es auf der Bühne. Also das richtige Milieu.

Daraus geht also zunächst hervor, daß der Dichter seine Absicht für Leipzig lokalisiert hat. Es steht zu erwarten, daß er für jedes deutsche Theater, dessen dekorative Möglichkeiten dem »Spiegelmensch« gewachsen sind; auf den Herausgeber der »polemischen Zeitschrift«, die in der Stadt erscheint — und

in welcher erschiene heute keine — anspielen wird. Für Frankfurt wird sich die Sache am glattesten machen lassen, weil es ja dort ohnehin eine »Fackel« gibt. Dazu mögen sich nun die Betroffenen stellen, wie sie wollen, wenn sie nicht geneigt sind, den Konzessionen des Dichters an den genius loci — locus im weiteren Sinne gemeint — auch ihrerseits ein Zugeständnis zu machen. Schon heute aber sei dem Dichter bedeutet, daß er, falls er etwa auch für Wien eine Lokalisierung vorhätte, nämlich durch Rückkehr zum Urtext der Gemeinheit, gewärtig sein kann, daß der Schauspieler, der sie zu sprechen wagt, und der Direktor, der es geschehen läßt, zur Verantwortung gezogen würden. Keineswegs er, der es geschrieben hat. Er kann ja nichts dafür.

* * *

Ich habe Herrn Moissi Fausts Tod weder spielen gesehn noch sprechen gehört, aber ich bin natürlich dagegen. Es soll begeistertend gewesen sein. In einer Kritik steht der herzige Satz:

Nur wer dabei an die Bühne gedacht hat, konnte vielleicht in seinen Erwartungen ein wenig enttäuscht worden sein.

Wie ist das? Wenn man dabei an die Bühne als an etwas nicht Vorhandenes denken konnte, so war's ja miserabel. Gut ist's nur, wenn die nicht vorhandene Bühne so sehr da ist, daß man an sie nicht denkt. Ein Vortragender, der die Bühne vermissen läßt, steht tief unter dem Schauspieler, über dem turmhoch der Vortragende steht, der die Bühne nicht vermissen läßt. Wenn Herr Moissi selbst den Faust spielen könnte — ich meine den von Goethe und nicht den von Gounod —, so könnte er ihn darum noch lange nicht auf dem Podium gestalten. Anderseits bin ich überzeugt, daß ich eben die Rolle auf der Bühne nicht darstellen könnte, in deren Gestaltung auf dem Podium mich der größte Schauspieler nicht erreicht. Die Herren Moissi und Wüllner — zumal dieser Vortragende Rat eines preußischen Kunstministeriums — sollen es aber einmal probieren, ein ganzes Stück (Faust, Hannele, die Weber, die lustigen Weiber von Windsor, Timon, Lear) mit nichts als mit ihrer Stimme darzustellen.

* * *

Was alles vorkommen kann. Herr Walter Bloem ist — wir haben lange warten müssen — nach Wien zu einer Vorlesung gekommen, die mit einem formvollendeten Überblick über Bloems Leben und Schaffen — denn das gibt es — eingeleitet wurde und zwar von einem deutschen Mann namens Wymetal.

Der deutsche Dichter, der als Kompagnie- und Bataillonskommandant den ersten Vormarsch mitmachte, den Sturm auf das Fort Doumont führte, den Sommeübergang als erster forcierte —

Wozu?

erwuchs vor den Hörern in schöner menschlicher Klarheit.

Lebhaft begrüßt, las hierauf Bloem ein Kapitel aus dem Alt-Würzburger Roman »Gottesferne«, der den Kampf eines Herrenmenschen, des Bischofs, gegen die Masse seiner Untertanen, das erwachende Bürgertum, schildert und so.

Die eine Probe schon gab Wymetals Behauptung recht, der Bloem als historischen Romancier neben große Tote wie Konrad Ferdinand Meyer stellt.

Hierauf zeigte sich Bloem von einer ganz neuen Seite, indem er »Mephisto und alle bösen Dämonen, die das deutsche Volk hart an den Abgrund gebracht« (ohne, hat'), vor uns in furchtbarer, dunkler Gewalt erstehen machte. Denn Bloem, der Epiker, ist auch ein Dichter von hinreißender Rhetorik.

Er ist kein in sich versponnener Lyriker. Er ruft sein Bekenntnis: »Ich bin ein deutscher Dichtersmann« aller Welt entgegen.

Das kann auf die Entente und vollends auf Wymetal nicht ohne Eindruck bleiben. Wenn er aber auch mir es entgegenrufen wollte, würde ich ihm antworten, daß ich nie daran gezweifelt habe, da ich ja weiß, daß er sich eben dadurch die Freundschaft Wilhelms II. zugezogen hat. Befremdend ist nur, daß man auf so etwas stolz sein kann und es aller Welt entgegenruft, anstatt in sich zu gehen, wobei man sich ja nicht geradezu in sich verspinnen müßte. Aber so ein deutscher Dichtersmann, der als erster den Sommeübergang forciert hat, ist ja nicht zu halten:

Er schloß mit den aus dem Anblick der Ruine Ehrenbreitstein am Rhein, die jetzt das amerikanische Sternenbanner trägt, erwachsenen Strophen: »Daß Deutschland wieder werde der Ehren breiter Stein!« Alle fühlten es, daß Bloem keine Zeile geschrieben hat, die er nicht im Innersten erlebte. Dem Dichter und Menschen galt der jubelnde Beifall.

Ich frage mich vergebens, wie man es anstellt, im Innersten zu erleben, daß Deutschland wieder der Ehren breiter Stein werden soll. Man könnte doch höchstens schmerzlich bewegt sein, daß es durch die Art seines Kaisers und der ihm nacheifernden Untertanen, der deutschen Handelsmänner und der deutschen Dichtermänner, zum Stein des Anstoßes in der Welt geworden ist.

Nur dort möglich:

»Kunst und Kaufmann.« Die Königsberger Herbstmesse, die vom 14. bis 18. August stattfindet, wird, wie uns unser Korrespondent schreibt, ebenso wie ihre Vorgängerin im Frühjahr eine künstlerische Veranstaltung bringen. Verbunden mit der Messe ist eine Kunstausstellung mit der interessanten Sonderausstellung »Kunst und Kaufmann«, die dartun soll, wie Künstler und Kaufmann aufeinander angewiesen sind, und die hoffentlich zum besseren gegenseitigen Verständnis beider beitragen wird.

Kunst und Kaufmann sind so aufeinander angewiesen wie Medizin und Ludendorff, deren Verbindung sich ja gleichfalls in Königsberg vollzogen hat. Wenn Kant lebte, würde er nun zum erstenmal diese Stadt verlassen.

Dieses Kriegsliedchen, lange gesucht, habe ich endlich wiedergefunden:

Pupillarische Sicherheit.

Wir lachen, wenn der Feind uns droht
Mit Hungertod.

Uns nährt (und bläht) Kartoffelbrot.

Wir essens, wir gedenken auch

Sir Edward Grey's — mit manchem Hauch.

Der Donner rollt wie Sturm auf See

Und grollt den Namen Edward Grey.

(Doch mancher Hauch sagt flüsternd still:
Churchill! Churchill!)

Der Name des Dichters ist Alfred Kerr.

Maximilian Harden ist sechzig Jahre alt geworden. Und kann noch immer nicht Deutsch.

Zur Sprachlehre

Von Humor und Lyrik

In diesem Sommer habe ich die Gelegenheit wahrgenommen, die überwältigende Humorlosigkeit der deutschen Literatur von zahlreichen berühmten Beispielen auf mich einwirken zu lassen. Das Wesen des deutschen Humors, dem Betrachter eine Belustigung aufzudrängen, die er selbst dann nicht mitmachen könnte, wenn er auch nur instande wäre, ihre Ursache zu ergründen, hat sich mir am faßlichsten in Gerhart Hauptmanns »Jungfern von Bischofsberg« offenbart, einem Lustspiel, das ich aus Furcht vor einer Enttäuschung am Dichter des Hannele und der Pippa seinerzeit gemieden hatte und das mir nun durch das Mitleid mit dem Humor jenes archäologischen Fundes einer Wurst geradezu die Bedingungen einer Gerhart Hauptmann-Tragödie zu erfüllen schien. Es war sicherlich kein Zufall der Wahllosigkeit, daß ich unmittelbar vorher Nietzsche, an den die fröhliche Weltbetrachtung um dieses blamierte falsche Gelehrtentum sichtlich anknüpft — eine Zopfneckerei, die pedantischer und enger ist als alles Zopftum —, gelesen und mich an Witzen, wie etwa, daß die deutsche Kultur an der »Rhinoxera« leide, delectiert hatte und an ähnlichem polemischen Geist, der nun einmal — ja, so sind sie diese Deutschen — der großen Literatur einverleibt ist. Und mit der Respektlosigkeit, zu der einen kein anderer Autor so sehr autorisiert wie jener, der Kant einen Idioten genannt hat, darf auch gesagt sein, daß ich unmittelbar darauf zu den höchsten Vorbildern deutschen Mißhumors vordrang, zu den Dioskuren der Witzlosigkeit, deren Xenien ich bis dahin noch nicht in ihrer erschöpfenden Fülle genossen hatte. Ich fand sie in einem merkwürdigen Band »Nachträge zu Goethes sämtlichen Werken, gesammelt und herausgegeben von Eduard Boas, Leipzig, Verlag von L. H. Bösenberg 1841«, der einfach vorbildlich ist für alle falsche Optik, durch die sich die Literaturgeschichte vor jeder andern menschlichen Betätigung auszeichnet. Es muß wirklich so sein, daß schon der Vorsatz, sich mit Dingen der

H Hilfsaufgabe

Literatur zu befassen, den Menschen dahin bringt, das Kleine groß und das Große klein zu sehen. Die Xenien sind ganz bestimmt nichts anderes als die Ausführung des Entschlusses zweier Schriftsteller, weil sie sich langweilten, es darum auch ändern zu tun, und sie hätten das Jahr ihrer Entstehung kaum überlebt, wenn nicht zwei Namen darunter stünden, die wie ein gemeinsamer Schritt vom Erhabenen zum keineswegs Lächerlichen nur dem Staunen Raum lassen, daß es im geistigen Gebiet solche Verwandlungen geben kann. Es ist denn auch wirklich schwer, die Dioskuren auseinanderzuhalten und die Spuren Schillers von jener tiefen Humorlosigkeit, die die Satire »Götter, Helden und Wieland« oder die »Aufgeregten« geschrieben hat, zu unterscheiden und umgekehrt. Verdrießlich ist dabei nicht, daß der Schöpfer der Helena und der Pandora keine Heiterkeit verbreiten konnte, wohl aber daß er es wollte, und erstaunlich ist, daß es ihm gelang. Denn die Urteilslosigkeit der Literaturgeschichte kann sich mit Recht auf die Empfänglichkeit der Zeitgenossenschaft berufen, die von jenem Boas wie folgt vermerkt wird:

Am 31. Oktober 1517 ward die kirchliche Reformation in Deutschland begonnen; im Oktober 1796 nahm die literarische ihren Anfang. Damals schlug Luther seine Thesen zu Wittenberg an, jetzt erschien der Schillersche Musenalmanach mit den Xenien. Niemals zuvor hatte Einer den Mut gehabt, alle sanktionierten Dummheiten so schonungslos aufzurütteln, die Heuchler so scharf zu geißeln. Unermeßlichen Vorteil zog das deutsche Schrifttum aus diesem Ereignis, und wir wollen hier einen kurzen Abriß seiner Geschichte geben.

— Da erzürnten sich endlich die Leuen zu Jena und Weimar heftig; sie beschlossen, einmal furchtbar Gericht zu halten, und Schiller ging mit dem gewohnten Feuer darauf ein, als Goethe den Anschlag zu den Xenien machte. Alles Kraftlose, Gemeine, Altersmorsche und Selbstsüchtige sollte beföhdet, jedoch die Grenze des frohen Humors nicht überschritten und alles Kriminelle vermieden werden, damit die Muse dem Scharfrichter nicht ins Handwerk fielen. So ging man denn lustig ans Werk, und in ganzen Schwärmen, wie Zugtauben, flatterten die bunten Epigramme mit der Botenfrau zwischen Jena und Weimar hin.

— Auch die frische, unbefangene Jugend jauchzte laut den Xenien entgegen, und viele derjenigen Literaten, welche verschont geblieben waren, freuten sich

Gewiß gehört aber in die Geschichte des deutschen Geschmacks mehr als solche Polemik die Art, wie der Literaturhistoriker auf die Gegenschriften reagiert. Unter einem Dutzend, das er anführt, bespricht er eine folgendermaßen:

10. Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen anderen Kleinigkeiten. Von dem Wandsbecker Boten. (Hamburg, 1797.)

Herr Claudius gehörte zu den Leuten, die den Mund gern etwas voll nehmen, und von Allem, was sie betrifft, recht viel Spektakel machen. So freute er sich gewiß auch innerlich über den Xenienangriff; denn er konnte doch eine Entgegnung schreiben, und die Leute sprachen nun von ihm. Zuerst berichtet Herr Urian den Dänen über das neue Licht, das in Frankreich aufgegangen, dann schießt er grobe, plumpe Epigrammenpfeile auf Schiller und Goethe ab. Nur ein witziger Vers steht unter allen:

Der Wilhelm.

Wie er so leidig spielt mit Namen!
Nennt seinen Liebling Nickel,
Und seine Nickels Damen.

Das Xenion aber lautet:

18. Erreurs et vérité.

Irrtum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck.
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrthum, den brachtest du fort!
Dazu die Erläuterung des Herrn Boas:

Matthias Claudius in Wandsbeck, der Übersetzer des Buchs »Des erreurs et de la vérité« von Marquis St. Martin, wovon jener sehr naiv gestand: »Dies Buch ist ein sonderliches Buch, und die Gelehrten wissen nicht recht, was sie davon halten sollen, denn man versteht es nicht. — Ich verstehe es auch nicht.«

Claudius, der sich mithin im Gegensatz zu den zeigenössischen Literaten der Flamme auf dem eigenen Dach gefreut haben muß, hatte gewiß nicht mehr Humor als dem besten Deutschen von der Natur zugemessen wurde, immerhin etwas weniger gewaltsamen, als in 413 Xenien enthalten ist. Daß aber der Dichter des Abendliedes ein Reklameheld war, diese Entdeckung konnte nur der deutschen Literaturgeschichte gelingen, und daß wenn von Leuten die Rede ist, die den Mund gern etwas voll nehmen, ein Literaturhistoriker es auf Claudius beziehen kann und nicht etwa Claudius auf einen Literaturhistoriker, gehört zu den Dingen, die eben nur in der deutschen Literaturgeschichte möglich sind. Noch im Jahr 1841 also, 26 Jahre nach seinem Hingang, konnte

über einen Mann, dessen Reinheit jedes Wort, das er geschrieben hat, verbürgt und der nicht Goethes Umfang und Größe, aber tiefere lyrische Augenblicke als selbst dieser erreicht hat, in so niedrigem Ton geschrieben werden. Den Begriff, den jener Boas von der lyrischen Schöpfung hat, offenbart er aber auch in allem, was er für Goethe zu sagen hat; etwa so:

Goethe war eine viel künstlerische Natur; er beherrschte seine Werke immer und warf nichts aufs Papier, ehe es nicht glatt und vollendet vor seinem Geiste stand.

Trotzdem gibts aber Varianten bei Goethe, durch deren Mittheilung sich Boas ja ein Verdienst erworben hat:

— — wir belauschen den Dichter, wie er doch zuweilen noch glättete, oder neue Linien eingrub, und finden dadurch ein Mittel, seinem hohen Bildungsgange folgen zu können.

Was nun diese Varianten betrifft, so geht ihre Bedeutung dem Literarhistoriker nicht aus ihnen selbst hervor, sondern:

Übrigens bin ich gegen den Einwand gewaffnet, »daß diese Varianten, sowohl in Hinsicht auf Masse als Inhalt, zu geringfügig seien, um hier mitgeteilt zu werden.«

Ein im deutschen Sprachgebiet, wo man den Wald vor lauter Blättern nicht sieht, wohl möglicher Einwand, dem Boas aber wie folgt begegnet:

Ich denke, es reicht vollkommen hin, wenn ich darauf erwidere: Die Veränderungen müssen doch wohl nicht so ganz bedeutungslos sein, da Goethe sonst gewiß Alles gelassen hätte, wie es früher war.

Ohne Zweifel. Und da geschieht es dem Literarhistoriker, der zuerst die endgiltige Fassung von Wanderers Nachtlied mitteilt, daß ihm der Drucker den Schluß so hinsetzt, wie etwa der Ungar in der Anekdote ein Reimwort zitiert.

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest auch du.

Wird hier durch die Umstellung zweier Worte das Werk entwertet, so zeigt die Urfassung in der Tat, wie wenig Worte verändert werden mußten und wie weit doch der Weg zu einem Gipfel deutscher Lyrik war:

Unter allen Gipfeln ist Ruh;
In allen Wäldern hörest du
Keinen Laut!
Die Vögelein schlafen im Walde;
Warte nur! balde, balde
Schläfst auch du!

(Man hätte nur »Die Vögelein schlafen« erhalten gewünscht.)

Dieser Goethesche Ernst rührt doch mit jedem Buchstaben an tiefere menschliche Gründe als der Entschluß, die Grenze des frohen Humors nicht zu überschreiten, aber auch nicht zu erreichen. Und wann wäre dieses Gebiet von einem deutschen Geist jemals betreten worden? Wobei ich natürlich mit dem denkbar größten Respekt jenen Humor außen Frage stelle, den die Humorlosen als so etwas wie ein metaphysisches Schmunzeln über sämtliche Schwächen der Menschheit definiert wissen wollen und der zwar behaglicher und geruhsamer, aber nicht dankenswerter ist als alle Versuche, sie mit Langeweile zu geißeln.

Man wird schon gemerkt haben, daß ich Humor mit Witz verwechsle, aber ich tue es gern, indem ich tatsächlich nicht weiß, was das Wesen des Humors ist, wenn ihm der Witz fehlt. Ich will ja nicht behaupten, daß ich zur Beurteilung dieser Dinge kompetent bin, aber an den großartigsten Beispielen von deutschem Humor ist er mir als die Eigenart erschienen, keinen zu haben und für diese menschliche Schwäche ein verstehendes Lächeln aufzubringen. Jean Paul, der gewiß in vielem verehrungswürdige und trotz umfassender Bildung unbeschränkte Geist sagt, daß der Humor, als das umgekehrte Erhabene, nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Kontrast mit der Idee vernichtet; es gebe für ihn keine Tore, sondern nur Torheit und eine tolle Welt. Es wird wohl noch wenigen Lesern gelungen sein, an des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz diese Erkenntnis zu überprüfen; aber ich glaube, daß der Witz unzweifelhaft daran festzustellen ist, daß er im Einzelnen das Endliche durch den Kontrast mit der Idee vernichtet, während der Humor eigentlich daran zu erkennen ist, daß er durch die Ausflucht in das Allgemeine dieses Kontrastes gar nicht habhaft und seine Beziehung auf die Idee oder seine Vernichtung des Endlichen nur glaubhaft wird, weil er nicht das Temperament hat, sich zu dem Einzelnen so herab-

zulassen, daß es nicht mehr vorhanden ist, wie ihm doch geschieht, wenn sich der Witz nur zu regen beginnt. Da ich in Folge einer angeborenen Insuffizienz Romane nicht zu Ende lesen kann, indem ich, der imstande ist, sechzehn Stunden ohne Unterbrechung und ohne Ermüdung zu arbeiten, schon beim geringsten Versuch, mir zu erzählen, daß Walter beim Betreten des Vorzimmers auf die Uhr sah, was mich so wenig angeht wie alles was weiter geschah, in tiefen traumlosen Schlaf verfallt, so sind mir sicherlich, nebst allem, was die Menschheit in Spannung versetzt, zahllose Perlen entgangen, die gesammelt ein Schatzkästlein deutschen Humors ergeben würden. Selbst die anerkanntesten Abkürzer, von Kleist, der mit einem »dergestalt daß« über alles Unwesentliche bei der Vergewaltigung der Marquise von O. hinweggeht, bis zu Heinrich Mann, der überhaupt nur jenes Wesentliche andeutet, das ihm die Erscheinungen sowie Hintergründe des mondänen Lebens erschlossen haben, konnten mir's nicht leichter machen, da ich mir eben nichts erzählen lasse und mir die letzte Lokalnotiz oder deren Dichter Peter Altenberg stets unendlich mehr gesagt hat als jedes Werk einer Kunstform, die, wie keine andere, der Sprachschöpfung zugunsten von allem andern, was nichts mit der Sprache zu schaffen hat, wie Bericht und Psychologie, entraten kann und in deren unkontrollierbarer Weite die wirkende Persönlichkeit vor der Wirkung abdiziert. Es scheint mir überhaupt keine andere Wortkunst zu geben, als die des Satzes, während der Roman nicht beim Satz, sondern beim Stoff beginnt. Dagegen vermöchte ich von der Lyrik nichts Höheres auszusagen, als was mir ein Berliner Raseur (ungefragt) aber bedankt ins Ohr geüßert hat: »Ja, der Bart hats in sich!« Im Drama bleibt die reine Schöpfung um die Notwendigkeit reduziert, sie durch szenische Anweisungen und Behelfe für die reale oder vorgestellte Bühne zu stützen oder auch nur zu ergänzen. Was die humoristischen Vertreter der Gattung betrifft, so möchte ich bekennen, daß mich seit der Minna von Barnhelm, die bekanntlich ein echt deutsches Lustspiel ist, eine unbestimmte Furcht vor diesem Genre beseelt hat, die durch Freytags »Journalisten« nicht behoben werden konnte, so gern ich einräume, daß es großen Schauspielern gegeben war, in den Rollen dieser Stücke eine gewisse Heiterkeit zu verbreiten. Die typische Hoffnung

24

Raserei, Zupfputz
aber bedankt!

My Zupfputz
Rein Komme
Jahre aus Xipho Markt
My Raserei
Komme !!

der Literarhistoriker, daß dieser oder jener Autor dem Publikum endlich »das deutsche Lustspiel schenken« werde, habe ich immer als eine bange Erwartung mitgemacht und erlöst auf-
atmet, so oft nichts daraus wurde. Was Grabbe in seiner maßlos einfältigen Schrift über die »Shakspero-Manie«, die in jeder Zeile belustigender wirkt als ein ganzes deutsches Lustspiel und zum Beispiel sein eigenes, gegen den Falstaff sagt, ist so übel nicht: »Ein Charakter, der bloß des Lebensgenusses wegen komisch und witzig ist«, sei »von der Grundlage der deutschen National-Komik, welche auch das Lustige unmittelbar auf Ideale bezieht und daher schon dessen Erscheinung als solche schätzt, weit entfernt«. Das ist er in der Tat. Man vergleiche nur jede Geste dieser Gestalt, die in den dem deutschen Publikum als Oper bekannten »Lustigen Weibern von Windsor« erst zur leibhaftigen Fülle ihres Genies verkommen ist, mit allem, was das deutsche Lustspiel auf der Grundlage der deutschen Nationalkomik hervorgebracht hat. Wann hätte gerade sie das Lustige auf andere Ideale bezogen als auf das Fressen und Saufen, hinter dessen Gelächter doch nicht die Spur eines tragischen Zugs, wie er jener ritterlichen Verurteilung anhaftet, wahrnehmbar wird! Siebzig Jahre »Fliegende Blätter«, die Generationen von deutscher Burschenherrlichkeit zu deutscher Philisterschäbigkeit fortgebracht haben, sprechen wohl ebenso viele Bände für das Wesen deutscher Erlustigung. Die Charaktere, die aus dieser Literatur in dieses Leben hineingewachsen sind und umgekehrt, haben mit dem Falstaff nicht einmal den Lebensgenuß, sondern bloß dessen Mittel gemeinsam, aber ganz gewiß nicht den Ertrag der Komik und des Witzes. Wenn die deutsche Literatur nur an das Thema des Fressens und Saufens rührt, so stellt sie die lebendige Atmosphäre der Unappetitlichkeit her, die die unmittelbare Zeugenschaft dieses Aktes zur Pein macht, und es vollzieht sich das alles mit dem Anspruch, daß die Aufnahme von Lebensmitteln an und für sich etwas Bemerkenswertes und Komisches sei. Nichts wird dem deutschen Humoristen zum größeren Erlebnis als die Vorgänge der Verdauung und man erinnert sich noch wie eine deutsche Sängerschar auf einer Ozeanfahrt sich und die Leser in der Heimat mit nichts Besserem zu zerstreuen wußte als mit der gegenseitigen

00

H, Lust

wof, sauf

Jung

Zum gef. Vergleich!
Ab 1. d. d. d.
morgens
von
unter
gebildet

Mehr Säuglingsschutz!

Die ‚Staatswehr‘ ist in der Lage, den Text einer neuen »Österreichischen Monarchistenhymne« mitteilen zu können, die von Kasmader herrühren dürfte und in der unter anderm das folgende vorkommt:

Herr Kaiser, Herr Kaiser, wir halten dir Treu',
Schwarzgelb, wir, die Legitimisten,
Dir Treu' bis zum Tod, ohn' Wanken und Reu',
Als öst'reichisch fühlende Christen!

Die Liebe zum Erzhaus schon sogen wir ein
An unseres Mütterleins Brüsten —

Und da gibt es noch Leute, die einer Freigabe der Fruchtabtreibung widerstreben! Nein, sich nur auszumalen, daß so ein armer Wurm die Liebe zum Erzhaus an des Mütterleins Brüsten einsaugt, und nichts als diese, eben weil wegen der Liebe zum Erzhaus alle nahrhafteren Stoffe ausgegangen sind — es ist wahrhaft gräßlich. Was sind das aber auch für entmenschte Mütterlein, die, wohl wissend, daß sie nichts als Liebe zum Erzhaus abgeben können, dem armen Säugling noch die Brust darbieten! Das heißt wirklich zum Schaden den Spott fügen. Der Säugling schreit, und sie stillen ihn mit Erinnerungen an Habsburg, dessen Interessenvertretern es bekanntlich schon einmal gelungen ist, die Milch der frommen Denkart in Liebe zum Erzhaus zu verwandeln. Und doch, so etwas wächst heran, wird Offizial und weist mit Stolz auf das Kindheitserlebnis.

Der Zusammenhang der Ereignisse

Der Zusammenhang der Ereignisse läßt sich bereits übersehen: Es ist eine Schlacht gemeldet worden, die nicht stattgefunden hat Dennoch stand die Sache des Königs offenbar sehr schlimm. Er wollte durch friedliche Verhandlungen zu einer Verständigung mit der ungarischen Regierung kommen und schlug deshalb sofort, als er auf Gewalt stieß, einen Waffenstillstand vor.

Gestern war ein zweites Verhandlungsangebot erfolgt. Horthy und seine Regierung, die nicht auf Verständigung, sondern auf Gewalt bedacht waren, war es indessen gelungen, ihre Machtmittel in Bewegung zu setzen. Das Ergebnis war der Rückzug der Königsanhänger und ein Diktat der Regierung an den König und seine Freunde, das nicht feindlicher und schonungsloser sein könnte —

Schreibt die ‚Reichspost‘. Waffengewalt gegen Heimweh — dürfen's denn das? Ein Wehrloser, ohne jede Stütze außer Gott, seiner Gemahlin und seiner gerechten Sache, ohne jeden andern Wunsch als nach seiner Krone. Wenn man sie ihm gibt, fällt es ihm gar nicht ein, schießen zu lassen. Er schlägt zu diesem Behufe Waffenstillstand vor. Er wiederholt das Verhandlungsangebot. Er hat ja keine Armee und zieht mit ihr in friedlicher Absicht nach Budapest. Und so begegnet man ihm! Man läßt ihn nicht einmal hinein. Bevor er noch drin ist, setzt man die Machtmittel gegen ihn in Bewegung. Kreuzmillion! rief der Funder, als ihn Horthy so enttäuschte. Das Kreuz macht er über ihn und die Million nähme er von ihm nicht geschenkt!

• • •

Der Zug

Einem »vorläufig allerdings noch lückenhaften Bild der Ereignisse«, das die ‚Reichspost‘ einem Augenzeugen verdankt, entnimmt sie:

Der Zug des Königs von Oedenburg bis Budaörs war — — ein wahrer Triumphzug gewesen — — es war kein Hofzug, sondern ein notdürftig adaptierter Roter Kreuz-Zug — — Der König befahl den Rückzug — — Auch der Hofzug des Königs, den die Gegenseite als solchen erkannt haben mußte, stand unter Schrapnellfeuer — — während des Königs Berater Rakovszky den günstigen Augenblick des Einzuges nach Budapest ungenützt verstreichen ließ.

Es ist also nicht klar, ob der Zug ein Triumphzug oder nur ein Hofzug war, es ist zweifelhaft, ob es ein Einzug oder nur ein Roter Kreuz-Zug gewesen wäre, aber daß es ein Rückzug war, scheint in dem vorläufig allerdings noch lückenhaften Bild der Ereignisse doch festzustehn.

• • •

Epilog

Gesprochen am 30. Oktober

Gewiß, ein Monarch kann auf Regierungsdauer ein Trottel sein, das widerstreitet nicht dem monarchischen Gedanken. Wenn er sich aber auch in der Zeit, da er kein Monarch mehr ist, wie ein Trottel benimmt, nämlich durch die Art, wie er wieder ein Monarch werden möchte, so sollte man doch meinen, daß auch die Anhänger des monarchischen Gedankens ihm die Eignung hiezu absprechen müßten. Freilich huldigen ja die Anhänger des monarchischen Gedankens auch der Anschauung, daß ein Trottel, der einmal ein Monarch war, gar nicht aufgehört habe, einer zu sein, nämlich ein Monarch, so daß ihn der Umstand, daß er sich auch während der Unterbrechung als ein solcher gezeigt hat, nämlich als ein Trottel, nicht hindern könne, der Monarch zu werden, der er immer war und ist. Woraus ferner hervorgeht, daß auch die Anhänger des monarchischen Gedankens nie aufhören, das zu sein, was sie sind und immer waren, nämlich Anhänger des monarchischen Gedankens.

Theater, Kunst und Literatur

Herr Felix Salten, der eigentlich ein Zionist ist, aber vor der Verwirklichung seiner Sehnsucht auch noch die Wiedereinsetzung der Habsburger in Österreich betreibt, hat überdies Zeit gefunden, seine Theaterkritiken gesammelt herauszugeben, womit gewiß einem allseits gefühlten Bedürfnis abgeholfen wäre. Herr Leon Kellner, der auch Zionist ist, ohne aber zugleich nach einem schwarzgelben Fleck happig zu sein, scheint es nun Herrn Salten zu verübeln, daß ein Jud keine andern Sorgen haben soll als dem elastischen Schritt der Habsburger nachzutrauern. Er kann sich jedenfalls eine Verschmelzung zweier Weltanschauungen, die so etwas wie ein spanisches Hofzeremoniell ergeben würde, nicht vorstellen und unterschätzt offenbar die Vielseitigkeit des Herrn Salten, von dem er nicht weiß, daß er nebst der nationalen Überzeugung nicht nur ein tadelloser Feuilletonist ist, der federn und brausen kann, je nachdem, sondern daß sich hinter seinem Pseudonym niemand geringerer als jener lange gesuchte legendäre Hofeinspanier verbirgt, der bei den Habsburgerbegräbnissen einherzuschreiten pflegte. Und daß dieser die Monarchie schmerzlich vermißt, kann doch den besten Republikaner nicht wundern. Kellner hat nun dem Herrn Salten in einer Kritik, die sich äußerlich als Hymnus gibt, rechte Bosheiten versetzt, ja er hat ihn geradezu in seiner Geschicklichkeit, den verschiedenartigsten Gustos gerecht zu werden, entlarvt. Er schreibt:

Sein Ausdruck ist immer seinem Gefühl angemessen; er ist nachdrücklich und scharf, mild und weich, wie es ihm zu Mute ist. Das macht seinen Stil so hinreißend, so überzeugend, so unwiderstehlich. Und mit gleicher Genauigkeit bringt er einen Gedanken heraus. Da gibt es kein Wort, das ungefähr oder beinahe paßt; die Sprachgewänder, die er seinen Vorstellungen gibt, sind eben immer neu und nach Maß.

So scharf hätte nicht einmal ich es gesagt, von dem Herr Kellner dann wieder die literarische Ehrenformel, ein »Diener am Wort« zu sein, übernimmt, um sie Herrn Salten zu verleihen, den er soeben mit Recht als einen Schneider am Wort

charakterisiert hat. Und da ein solcher doch des Auftrags bedarf, so werden sich die Vorstellungen eben nach den Bestellungen richten. Welchen Stoff immer der Chef aussucht oder auch der spontan erkannte Geschmack der Kundschaft empfiehlt, ob Zigeunermusik oder Kapuzinergruft, Kriegsfanfare oder Theaterkritik, Einstein oder Steinach, war's ein seltner Vogel oder Ammonshorn, wie es der Wanderer findet auf den Bergen — Salten kann alles. Die Sprachgewänder sitzen wie angegossen, immer neu und nach Maß. Ein Schneider, der die Sprache bei weitem nicht so gut beherrschte, sagte mir einmal mit höchster Anerkennung des von ihm geschaffenen Werkes: »Also bitte — ein passabler Anzug!« Herr Kellner hat ganz recht; Saltens Artikel sind immer ein elegantes Tragen.

• • •

(Thomas Mann über »geistige Österreicher«.)

Dem deutschösterreichischen Dichter Franz Karl Ginzkey, der durch seine Lyrik wie durch seine Erzählungen — namentlich durch seinen Walter-von-der-Vogelweide-Roman — weiten Kreisen bekannt und wert geworden ist, hat die Wiener Literarische Anstalt zu seinem fünfzigsten Geburtstag eine Festschrift gewidmet, die Beiträge von namhaften reichsdeutschen und deutschösterreichischen Schriftstellern enthält. Thomas Mann widmet dem Jubilar folgende Worte: »Ein Wiener Kritiker hat mich einmal als geistigen Österreicher in Anspruch genommen, was ich keineswegs dumm fand. Jedenfalls bedeutet es ein herzliches Lob in meinem Munde, wenn ich sage, daß ich keinen vollkommeneren österreichischen Schriftsteller weiß als den, dem Ihre Festschrift huldigen soll. Was ich an seiner Kunst besonders schätze, ist die Mischung populärer und hochgeistiger Elemente, die sie darstellt — eine Vereinigung, die anderwärts nur in ganz erhabenen Fällen angetroffen wird, in österreichischer Kultursphäre aber nichts Ungewöhnliches ist, sondern sich mit glücklicher Leichtigkeit vollzieht.«

Am glücklichsten in jenem Gedicht des Jubilars, worin er den Russentod in den masurischen Sümpfen verklärt hat; da kam die Mischung populärer und hochgeistiger Elemente in einem »gluck-gluck« mit äußerst glücklicher Leichtigkeit und ganz plastisch zur Geltung, und der Marzell Salzer wäre mit dieser Nuance, die er mit Unterstützung seiner fröhlich zwinkernden Äuglein erquickend herausgebracht haben

soll, der Liebling sowohl des Wiener Publikums wie des Hindenburgschen Hauptquartiers geworden, wenn er es nicht schon gewesen wäre. Herr Thomas Mann, der das Kunstwerk vielleicht nicht kennt, aber abgeklärt genug ist, um seine Gläubigkeit erforderlichenfalls auch daran nicht Anstoß nehmen zu lassen, hat längst das Zeug in sich, ein geistiger Österreicher zu sein. Womit ich aber beileibe nicht, wenn dadurch zwischen den Rassen eine Verschiebung eintreten sollte, seinen Bruder Heinrich als geistigen Italiener reklamieren wollte. Weil es mir nämlich dazu nicht genügt, daß er den Fünfer als eine Art Neuner schreibt, wie das der Zahlkellner vom Gambrinus in Neapel kann. Ebenso wenig, wie ich etwa zu überzeugen wäre, daß Rilke noch mit der Ulrike von Levetzow korrespondiert hat, obgleich er als Datum einen Tag des July (und noch dazu mit zwei Punkten über dem y) so schlicht und ungezwungen hinzusetzen imstande wäre, als ob das gar keine Anstrengung kosten würde. Aber schuld an allem ist gewiß nur meine Myopie, die hinter dem schönen Äußeren das Innere nicht wahrnimmt, und eine Schwerhörigkeit, die die ganze Literatur von heute in den Verdacht bringt, nichts zu sagen.

•
•
•

Die Totschweigerei kanns auf die Dauer nicht verhindern: das literarische Deutschland hat doch schon was von mir läuten gehört:

Herrn Karl Krauss
Verlag der Weißen Blätter

München
Luisenstr. 31

Nürnberg, d. 23. Juni 1921

Sehr geehrter Herr!

Wir haben schon so viel Gutes von Ihren »Faust-Abenden« gehört & gestatten wir uns die Anfrage, ob, wann & unter welchen Bedingungen Sie im Literarischen Bund Nürnberg einen solchen Abend abhalten würden. Unsere Saison dauert von Oktober 1921 bis Mai 1922. Um recht baldigen Bescheid ersuchen wir Sie höflichst & zeichnen

Hochachtungsvoll
Literarischer Bund
Geschäftsstelle
Albrecht Dürerplatz Nr. 4a/II
Fernruf 9127

Oder auch so:

Herrn Karl Kraus

Wien IV.
Schwindgasse 3

Leipzig, den 13. Oktober 1921

Sehr geehrter Herr!

Wir erlauben uns hierdurch die ergebene Anfrage, ob Sie noch im Besitz von kompletten Exemplaren von der von Ihnen herausgegebenen Zeitschrift »Die Fackel« sind.

Ein gewisser Herr Wolf in Wien hatte auch inseriert, daß er komplette Exemplare von »Die Fackel« verkaufen würde.

Wir bitten Sie, uns evtl. anzugeben, wie die genaue Adresse dieser Firma lautet.

Beim Verleger ist die Zeitschrift leider nicht mehr aufzutreiben, da diese eingegangen ist. Für Ihre Antwort im Voraus bestens dankend zeichnen wir hochachtungsvoll

Buchhandlung Gustav Fock G. m. b. H.

Mit einem Wort, es hat sich in Deutschland schon ziemlich herumgesprochen, daß es einmal eine Zeitschrift »Die Fackel« gegeben hat, von der nunmehr auch mir mitgeteilt wird, daß sie eingegangen ist, von der aber zum Glück Herr Wolf in Wien, dessen genaue Adresse mir bekannt sein dürfte, noch einige komplette Exemplare besitzt. Auf die Dauer ließ es sich ja nicht verheimlichen und jetzt wo es freilich zu spät ist, kommt es heraus. Aber durch das Herummunkeln bin ich in Deutschland doch schon so bekannt geworden, daß wenn heute ein Analphabet eine Zeitschrift gründet und mit einem Artikel gegen mich eröffnet, damit allein ein Geschäft zu machen ist, das im Buchhändlerbörsenblatt, gleichfalls in Leipzig, balkendick annonciert wird:

»Gegen Karl Kraus schreibt — —«

Und wenn einer den Parasiten ermahnt hat, er sei »selbst eine viel zu kraftvolle Begabung, um nicht einzusehen, zu wessen Freude und Genugtuung er seine Angriffe gegen Kraus richtet«, so wird auch das inseriert. Nein, unanständiger ist wohl kein Literaturbetrieb auf Erden als der deutsche, und es ist ein Wohlgefühl, von ihm ein Leben lang so ungefördert geblieben zu sein, daß man schließlich die Chance für jedes fremde Geschäft abgibt.

Ein Wiener Abendblatt, das mit Recht wenns schon ganz finster ist (8 Uhr!) erscheint, versichert, daß Barbusses politische Ideen »den unsern diametral entgegengesetzt sind«. Das ist ein Kompliment für den Interviewten, das er gewiß nicht nötig hat. Aber hoffentlich hat auch das folgende Zwiegespräch nicht stattgefunden:

»Wie denken Sie über die neuesten literarischen und artistischen Bewegungen, namentlich über den Dadaismus?«

»Diese neuen Bewegungen«, sagte Barbusse, »von denen ich nur den Kubismus und den Dadaismus kenne, halte ich für äußerst fruchtbringend, denn sie wirken fördernd auf die ältere, auf den Traditionen fußende Literatur, indem sie die Beseitigung der lästigen und hemmenden Konventionen beschleunigen. Ich glaube aber der Unparteilichkeit die Bemerkung schuldig zu sein, daß beide Richtungen andererseits neue Konventionen ins Leben gerufen haben, die fast ebenso schädlich sind wie die alten, die sie beseitigt haben.«

Demnach hätte die Kunst entschieden Pech. Kaum wird sie der lästigen und hemmenden Konventionen ledig, wachsen ihr schon wieder neue zu. Man erfährt bei dieser Gelegenheit aber nicht, wie nunmehr die ältere, auf den Traditionen fußende Literatur aussieht, nachdem der Kubismus und der Dadaismus fördernd auf sie gewirkt haben, und vor allem nicht, wie jene Konventionen der älteren Literatur beschaffen waren. Offenbar mußte außer dem Zwang, einen Gedanken zu haben, auch noch der Vers ein Vers sein. Die neuen Konventionen, nämlich daß außer dem Zwang, keinen Gedanken zu haben, der Vers kein Vers sein darf, sind aber, wie sich jetzt herausstellt, fast ebenso schädlich. Jedemoch, daß namentlich der Dadaismus äußerst fruchtbringend gewirkt hat, ist gar nicht zu bezweifeln, wenn man nur so ein Gedicht im dadaistischen Zentralorgan liest, das mir aus unbekanntem Gründen regelmäßig aus Paris zugeschickt wird:

Die schwalbenhode

4.

Tapa tapa tapa

Pata pata

Maurulam katapultilem i lamm

Haba hats tapa

Mesopotaminem masculini

Bosco & belachini

Haba hats tapa

Woge du welle

Haha haha

ARP

Die Druckkosten gehen mich ja nichts an. Aber wegen des Portos gebe ich doch zu bedenken, daß damit vielleicht ein Frühstück für das hungernde Kind eines Wiener Invaliden zu bestreiten wäre. Was gewiß auch, wiewohl seine ästhetischen Ideen den meinen diametral entgegengesetzt sind, Barbusse zugeben wird.

Wie es kam

Eins von der Zuckerhandl:

Ich kann nur erzählen, wie ich selbst zur lebendigen Anteilnahme an dem mir bisher gleichgültigen, stellenweise mich ödenden Drama »Tell« jetzt kam. Vor mir liegt ein Buch, das den Titel trägt »A political Pilgrimage«. Ethel Snowden hat darin die Erfahrungen ihrer, im vergangenen Jahr unternommenen Wahrheits-Kreuzzüge (so nur sind ihre Reisen zu nennen) niedergelegt. Da nun ist das Kapitel über Irland. Von einer mutigen Frau geschrieben, für die das Bekenntnis zum Menschentum so heilig ist, daß sie, obwohl Engländerin, hier in die Welt schreit, was Englands Geßler an einem um sein Recht blutenden Volk verbrochen. Geschichte um Geschichte lesen wir, die die Snowden vom Bauernhaus zur Farm, von dort in halberstörte Städte wandernd, erlebte. Baumgartners Totschlag, seine Flucht, seine Rettung; die Blendung des alten Melchtal und des kleinen Walter Tells Schreckensszene werden zur Alltagsnotiz.

Nur dadurch unterscheidet sich Schiller von der Mrs. Snowden, daß er zwar nicht die Schweiz, wohl aber sie die Zuckerhandl gesehen hat, ehe sie deren Bedeutung ein Kapitel ihrer Wahrheitskreuzzüge widmete. So zeigt sich die Mrs. Snowden gewiß noch besser über die österreichischen Verhältnisse orientiert als Schiller über den Vierwaldstättersee. Sie hielt die Zuckerhandl für eine soziale Angelegenheit, nicht bloß für eine kulturelle, sie scheute vor nichts zurück, um den Jammer Wiens kennen zu lernen und soll sogar von Hoffmann eingerichtete Elendswohnungen mit eigenen Augen geschaut haben. Nur um auch dem landschaftlichen Moment gerecht zu werden, versäumte sie es nicht, noch den Hermann Bahr aufzusuchen, was man ihr keineswegs verübeln kann, da ja gewiß auch Schiller nicht nein gesagt hätte, wenn sich ihm die Gelegenheit geboten hätte, sich den Attinghausen vorstellen zu lassen, wiewohl man sich diesen doch viel leichter vorstellen kann als den Hermann Bahr.

Sie fand ihn kniend auf den Fliesen jener Kirche, die bei Reinhardts Festspielen mitgewirkt hat, im Gebet versunken und die Namen Thomas von Aquino und Lippowitz murmelnd. Um ihn nicht zu stören, suchte sie ihn in seinem Heim auf, wo aber gerade ein Photograph damit beschäftigt war, ihn in der kleidsamen Tracht eines Dorfältesten aus dem Kanton Salzburg, mit ganz kurzen Lederhöschen und einem ehrwürdigen Vollbart, der sich von den nackten, aber wohlgeformten Schenkeln wirkungsvoll abhob, für die ‚Dame‘ zu photographieren. Sonst nur noch mit einem Büßerhemd und Hosenträgern, wie sie im Salzburgerischen häufig vorkommen, bekleidet, das Haupt nachdenklich auf die rechte Hand gestützt, lehnte er in einem Klubfauteuil, um den ihn der liebe Gott beneidet hätte, und hinter ihm, die Linke auf seiner Schulter, stand die dramatische Sängerin Anna Bahr-Mildenburg mit einem Ausdruck, der weniger für sich selbst als für den Gaukler unser lieben Frau das Mitleid der Kirchenbesucher anzuflehen schien. In beider Blick war aber doch ein zuversichtlicher Ernst wie von Menschen, denen, mag da kommen was will, nix g'schehn kann, und etwas wie die Gewißheit, daß das Bild für eine Nummer bestimmt sei, in der auch der Komponist Leo Fall in Ischl vertreten sein würde, gleichfalls als Halterbua verkleidet, geblendet von Sonne und Tantiemensegen, zwischen Ähren einherschreitend, die sich biegen vor Freude, mit auf dem Bilde zu sein, während Herr Slezak mit den Seinen in der Sommerfrische schon in der vorigen Nummer erschienen ist. Mrs. Snowden war von ihrer Begegnung mit dem Hermann Bahr, der ihr Rede stand, nachdem sich die Gruppe gelöst hatte, insofern enttäuscht, als er alle Befreiung von den sozialen Übeln erst vom Jenseits erwartet. Mehr hat sie in Salzburg nicht erfahren können, höchstens noch, daß dort die Kirchenglocken, soweit sie das Kriegsministerium nicht in Kanonen verwandelt hatte, Herrn Reinhardt zur Verfügung gestellt wurden. Sie beschloß darum, die traurige Lage, in der sich Österreich aus diesen und anderen Gründen befindet, lieber gleich mit den Augen der Zuckermandl zu betrachten, und schrieb über sie, nämlich über die Zuckermandl, ein längeres Kapitel. Diesem Umstand, und daß die Mrs. Snowden in Irland und hierauf in Österreich war, hat Schiller, der nie in der Schweiz war, es zu verdanken,

daß die Zuckermandl, unbefangen wie sie ist, nachträglich auch zur lebendigen Anteilnahme an dem sie bisher ödenden Drama »Tell« gelangt ist. Durch diese hohle Gasse mußte es kommen.

Ein Quiproquo

(Wahnsinnsszene in der Peterskirche.) Bei dem Besuch einer Touristengruppe in der St. Peterskirche in Rom versuchte ein Mann plötzlich die zum Allerheiligsten führende eiserne Tür zu öffnen, indem er ausrief: »Ich bin St. Petrus, zeigen Sie mir den kürzesten Weg zum Vatikan, wo der Papst mich zu einem großen Diner erwartet. Ich kenne Benedikts vorzügliche Küche.« Ein Schweizer hatte die Geistesgegenwart, zu erklären: »Ich bin Benedikts Privatsekretär, kommen Sie mit mir, das Diner ist fertig«, und ohne Widerrede folgte der Wahnsinnige ins Irrenhaus.

Das Neue Wiener Journal, das diese Meldung bringt, unterläßt es zartfühlend, mitzuteilen, daß es sich um einen seiner beliebtesten Mitarbeiter gehandelt hat. Er ist inzwischen längst wieder seinem Beruf zurückgegeben, da er in überzeugender Weise dartun konnte, daß er nur den andern Benedikt gemeint habe.

Intimes von Dichtern

Dieser Tasso hat keinen stark bezeichnenden Zug der Eitelkeit, der Zerstretheit, der Nachlässigkeit — man weiß, wie Dichter sind — und die Heftigkeit kommt bei Aslan nicht aus Tassos nervösem Temperament, sondern — —

Man muß sich dazu das Kopfnicken der Börseaner vorstellen, die das zum Frühstück lesen: man weiß, wie Dichter sind. Nicht werden sie wissen, wo doch jede Familie ihren Tasso hat, zerstreut, schlampig, bitt Sie wie schon Dichter sind, man weiß doch, man steht sich mit ihnen aus, alles vergessen sie, nur nicht eigenhändig signieren!

Wiener Allgemeine Zeitung vom 17. Oktober:

Leipzig, 17. Oktober. (Telegramm der »Wiener Allgemeinen Zeitung«.) Gestern fand im Leipziger Nationaltheater die Uraufführung von Franz Werfels Drama »Der Spiegelmensch« statt und hatte einen geradezu ungeheuren Erfolg. Es war ein Abend, wie ihn die Annalen der deutschen Theater kaum zu verzeichnen haben.

Dieselbe vom 19. Oktober:

Franz Werfels »Spiegelmensch« fand bei der Uraufführung am Leipziger Stadttheater, wie dem »Berl. Börs.-Courier« telegraphiert wird, eine freundliche Aufnahme, die nicht ohne Widerspruch blieb. Man empfand das bedeutende Werk vom Bühnenstandpunkt als zu sehr belastet von philosophischen Problemen.

Die Wahrheit liegt in der Mitte. Es war ein Durchfall.

Oder vielmehr ein geradezu ungeheurer Ausstattungserfolg, wie ihn die Annalen der deutschen Theater kaum zu verzeichnen haben.

Neue Leipziger Zeitung, 17. Oktober:

Zu diesem Zweck projiziert Werfel aus einem schwachen, aber den Wert suchenden Menschen das andere, geduckte, heimliche, triebhafte Ego. Aus dem Schaukel- und Gaukelspiel der Doppelgänger macht er buntes, sinnreiches Theater. Der Mensch, der sonst in dämmernder Bewußtlosigkeit seines Doppel-Ichs sein schlechtes Leben lebt, ist auseinandergenommen, bewußt und das ineinander verschlungene Leben beider Teile offenbar gemacht. Dies sind Werte und Verdienste. Sie bleiben, wiewohl dem ethischen Ringen Thamals mehr »süß-geheime Opernhaftigkeit« als echte hinreißende Kraft zu eigen ist; sie bleiben, wiewohl ein ungleich größerer und strengerer Ethiker, Karl Kraus, die Dichtung Werfels in den Literatur-Ramsch der Zeit wirft und mit seiner magischen Operette, der Parodie »Literatur oder man wird doch da sehn« in erfolgreichen Wettbewerb mit der magischen Oper Werfels tritt. Und dennoch, dennoch bleiben ihre Werte und Verdienste bestehen, weil, gemessen am dichterischen und literarischen Niveau der neuen Dichtung, der »Spiegelmensch« wenn auch keine Offenbarung, so doch eine — T a l e n t p r o b e ist. Und mehr als das: Es ist etwas vom Atem unserer Sehnsucht, der die Werfelsche Virtuosenpause zum Tönen bringt. Er ist der begabte Nach- und V o r s p r e c h e r dessen, was viele von uns bewegt.

Ohne Zweifel. Und deshalb wird man, ob die Werte und Verdienste bleiben werden, doch da sehn.

Unwesentlich hiefür scheint nach dem Prager Tagblatt ein Umstand zu sein:

Wenn sich Thamal zuweilen in Franz Werfel selbst verwandelt und Spiegelmensch da und dort die Larve Karl Krausens trägt, so ist dies vorübergehende Abirrung, unwesentlich für die Erfassung des Ganzen. Diejenigen gehen fehl, die vermeinen, der Autor hätte dieses Drama auf sich selbst und seinen Widersacher gemünzt.

Das hat er ganz gewiß nicht getan und bei der Leipziger Uraufführung ist man deshalb von der vorübergehenden Abirrung wie folgt abgewichen.

Leipziger Tagblatt, 17. Oktober:

Daß Werfel hier nach Goethe allzu goethische Verse schreibt und sich nach »Faust« allzu »faustisch« (und im Spiegelmenschen mephistophelisch) gebärdet, das hat ihm schon der große Wiener Schriftsteller Karl Kraus in einer Parodie nachgewiesen, zu der sein ehemaliger Verehrer Werfel so unvorsichtig war, ihn, den gefährlichsten lebenden Polemiker, herauszufordern. (Wurfels Angriff wurde, dem Leipziger Verständnis zuliebe, bei der Aufführung auf den »Drachen« hin verbogen.) Es bleibt im Rahmen dieser Kritik, die sich mit einem immerhin, wenn auch leider, wirksamen Ausstattungsstück und nicht mit jener großartigen Kultursatire zu beschäftigen hat, nur Raum für die schlichte Erklärung, daß die magische Operette »Literatur« von Karl Kraus der Literatur sehr viel länger angehören wird, als die Literatur, die ihr Anlaß war. Daß Werfel sein Kloster auf dem Umweg über Strindberg und »Damaskus« gefunden und seine Schleim-Gottheit Ibsens großem Krummen im »Peer Gynt« nachempfunden hat, auch diese Erkenntnisse hat Karl Kraus dem Theaterkritiker vorweggenommen.

Wenn sich aus manchem Entlehnten und vielem Anempfundenen ein neues Eigenes ergäbe, dann hätte man auch dieses Eigene aus zweiter Hand noch dankbar entgegenzunehmen von dem österreichischen Lyriker. Aber es gähnt unter der Ausstattung von Worten und Versen, von Farben und Scheinwerfern die Leere einer verschwommenen Weltbetrachtung, die kaum für den Hausgebrauch genügt und, von der Bühne herab verkündet, unweigerlich bewirkt, daß ich mich ähnlich, wie der böse Spiegelmensch betrage: Wie es in mich hineingähnt, so gähnt es wieder aus mir heraus. — — Und im Notfall sind immer noch Goethe, Shakespeare, Kleist und Genossen da, die zwar keine Zeitseele, aber etwas größere Seelen haben. (Werfel hingegen hat eine erstklassige Ausstattung.)

Man kann es dem Professor Baranowsky nicht übelnehmen, daß er nicht mehr als dekorative Wirkungen suchte, im Dienste eines dekorativen Autors. Dieses Stück ist, und diese Aufführung war, auf seelenvolle Tapeten eingestellt. So ein bißchen ein luxuriöses Tanzlokal gab es auf der Bühne. Also das richtige Milieu.

Daraus geht also zunächst hervor, daß der Dichter seine Absicht für Leipzig lokalisiert hat. Es steht zu erwarten, daß er für jedes deutsche Theater, dessen dekorative Möglichkeiten dem »Spiegelmensch« gewachsen sind, auf den Herausgeber der »polemischen Zeitschrift«, die in der Stadt erscheint — und

in welcher erschiene heute keine — anspielen wird. Für Frankfurt wird sich die Sache am glatteiten machen lassen, weil es ja dort ohnehin eine »Fackel« gibt. Dazu mögen sich nun die Betroffenen stellen, wie sie wollen, wenn sie nicht geneigt sind, den Konzessionen des Dichters an den genius loci — locus im weiteren Sinne gemeint — auch ihrerseits ein Zugeständnis zu machen. Schon heute aber sei dem Dichter bedeutet, daß er, falls er etwa auch für Wien eine Lokalisierung vorhätte, nämlich durch Rückkehr zum Urtext der Gemeinheit, gewärtig sein kann, daß der Schauspieler, der sie zu sprechen wagt, und der Direktor, der es geschehen läßt, zur Verantwortung gezogen würden. Keineswegs er, der es geschrieben hat. Er kann ja nichts dafür.

* * *

Ich habe Herrn Moissi Fausts Tod weder spielen gesehen noch sprechen gehört, aber ich bin natürlich dagegen. Es soll begeisternd gewesen sein. In einer Kritik steht der herzige Satz:

Nur wer dabei an die Bühne gedacht hat, konnte vielleicht in seinen Erwartungen ein wenig enttäuscht worden sein.

Wie ist das? Wenn man dabei an die Bühne als an etwas nicht Vorhandenes denken konnte, so war's ja miserabel. Gut ist's nur, wenn die nicht vorhandene Bühne so sehr da ist, daß man an sie nicht denkt. Ein Vortragender, der die Bühne vermissen läßt, steht tief unter dem Schauspieler, über dem turmhoch der Vortragende steht, der die Bühne nicht vermissen läßt. Wenn Herr Moissi selbst den Faust spielen könnte — ich meine den von Goethe und nicht den von Gounod —, so könnte er ihn darum noch lange nicht auf dem Podium gestalten. Andererseits bin ich überzeugt, daß ich eben die Rolle auf der Bühne nicht darstellen könnte, in deren Gestaltung auf dem Podium mich der größte Schauspieler nicht erreicht. Die Herren Moissi und Wüllner — zumal dieser Vortragende Rat eines preußischen Kunstministeriums — sollen es aber einmal probieren, ein ganzes Stück (Faust, Hannele, die Weber, die lustigen Weiber von Windsor, Timon, Lear) mit nichts als mit ihrer Stimme darzustellen.

* * *

Was alles vorkommen kann. Herr Walter Bloem ist — wir haben lange warten müssen — nach Wien zu einer Vorlesung gekommen, die mit einem formvollendeten Überblick über Bloems Leben und Schaffen — denn das gibt es — eingeleitet wurde und zwar von einem deutschen Mann namens Wymetal.

Der deutsche Dichter, der als Kompagnie- und Bataillonskommandant den ersten Vormarsch mitmachte, den Sturm auf das Fort Dogomont führte, den Sommeübergang als erster forcierte —

Wozu?

erwuchs vor den Hörern in schöner menschlicher Klarheit.

Lebhaft begrüßt, las hierauf Bloem ein Kapitel aus dem Alt-Würzburger Roman »Gottesferne«, der den Kampf eines Herrenmenschen, des Bischofs, gegen die Masse seiner Untertanen, das erwachende Bürgertum, schildert und so.

Die eine Probe schon gab Wymetals Behauptung recht, der Bloem als historischen Romancier neben große Tote wie Konrad Ferdinand Meyer stellt.

Hierauf zeigte sich Bloem von einer ganz neuen Seite, indem er »Mephisto und alle bösen Dämonen, die das deutsche Volk hart an den Abgrund gebracht« (ohne ‚hat‘), vor uns in furchtbarer, dunkler Gewalt erstehen machte. Denn Bloem, der Epiker, ist auch ein Dichter von hinreißender Rhetorik.

Er ist kein in sich versponnener Lyriker. Er ruft sein Bekenntnis: »Ich bin ein deutscher Dichtersmann« aller Welt entgegen.

Das kann auf die Entente und vollends auf Wymetal nicht ohne Eindruck bleiben. Wenn er aber auch mir es entgegenrufen wollte, würde ich ihm antworten, daß ich nie daran gezweifelt habe, da ich ja weiß, daß er sich eben dadurch die Freundschaft Wilhelms II. zugezogen hat. Befremdend ist nur, daß man auf so etwas stolz sein kann und es aller Welt entgegenruft, anstatt in sich zu gehen, wobei man sich ja nicht geradezu in sich verspinnen müßte. Aber so ein deutscher Dichtersmann, der als erster den Sommeübergang forciert hat, ist ja nicht zu halten:

Er schloß mit den aus dem Anblick der Ruine Ehrenbreitstein am Rhein, die jetzt das amerikanische Sternenbanner trägt, erwachsenen Strophen: »Daß Deutschland wieder werde der Ehren breiter Stein!« Alle fühlten es, daß Bloem keine Zeile geschrieben hat, die er nicht im Innersten erlebte. Dem Dichter und Menschen galt der jubelnde Beifall.

Ich frage mich vergebens, wie man es anstellt, im Innersten zu erleben, daß Deutschland wieder der Ehren breiter Stein werden soll. Man könnte doch höchstens schmerzlich bewegt sein, daß es durch die Art seines Kaisers und der ihm nacheifernden Untertanen, der deutschen Handelsmänner und der deutschen Dichtersmänner, zum Stein des Anstoßes in der Welt geworden ist.

Nur dort möglich:

»Kunst und Kaufmann.« Die Königsberger Herbstmesse, die vom 14. bis 18. August stattfindet, wird, wie uns unser Korrespondent schreibt, ebenso wie ihre Vorgängerin im Frühjahr eine künstlerische Veranstaltung bringen. Verbunden mit der Messe ist eine Kunstausstellung mit der interessanten Sonderausstellung »Kunst und Kaufmann«, die dartun soll, wie Künstler und Kaufmann aufeinander angewiesen sind, und die hoffentlich zum besseren gegenseitigen Verständnis beider beitragen wird.

Kunst und Kaufmann sind so aufeinander angewiesen wie Medizin und Ludendorff, deren Verbindung sich ja gleichfalls in Königsberg vollzogen hat. Wenn Kant lebte, würde er nun zum erstenmal diese Stadt verlassen.

Dieses Kriegsliedchen, lange gesucht, habe ich endlich wiedergefunden:

Pupillarische Sicherheit.

Wir lachen, wenn der Feind uns droht
Mit Hungertod.
Uns nährt (und bläht) Kartoffelbrot.

Wir essens, wir gedenken auch
Sir Edward Grey's — mit manchem Hauch.
Der Donner rqlt wie Sturm auf See
Und grollt den Namen Edward Grey.

(Doch mancher Hauch sagt flüsternd still:
Churchill! Churchill!)

Der Name des Dichters ist Alfred Kerr.

Maximilian Harden ist sechzig Jahre alt geworden. Und kann noch immer nicht Deutsch.

Zur Sprachlehre

Von Humor und Lyrik

In diesem Sommer habe ich die Gelegenheit wahrgenommen, die überwältigende Humorlosigkeit der deutschen Literatur von zahlreichen berühmten Beispielen auf mich einwirken zu lassen. Das Wesen des deutschen Humors, dem Betrachter eine Belustigtheit aufzudrängen, die er selbst dann nicht mitmachen könnte, wenn er auch nur imstande wäre, ihre Ursache zu ergründen, hat sich mir am faßlichsten in Gerhart Hauptmanns »Jungfern von Bischofsberg« offenbart, einem Lustspiel, das ich aus Furcht vor einer Enttäuschung am Dichter des Hannele und der Pippa seinerzeit gemieden hatte und das mir nun durch das Mitleid mit dem Humor jenes archäologischen Fundes einer Wurst geradezu die Bedingungen einer Gerhart Hauptmann-Tragödie zu erfüllen schien. Es war sicherlich kein Zufall der Wahllosigkeit, daß ich unmittelbar vorher Nietzsche, an den die fröhliche Wissenschaft um dieses blamierte falsche Gelehrtentum sichtlich anknüpft — eine Zopfneckerei, die pedantischer und enger ist als alles Zopftum —, gelesen und mich an Witzten, wie etwa, daß die deutsche Kultur an der »Rhinoxera« leide, deklariert hatte und an ähnlichem polemischen Geist, der nun einmal — ja, so sind sie diese Deutschen — der großen Literatur einverleibt ist. Und mit der Respektlosigkeit, zu der einen kein anderer Autor so sehr autorisiert wie jener, der Kant einen Idioten genannt hat, darf auch gesagt sein, daß ich unmittelbar darauf zu den höchsten Vorbildern deutschen Mißhumors vordrang, zu den Dioskuren der Witzlosigkeit, deren Xenien ich bis dahin noch nicht in ihrer erschöpfenden Fülle genossen hatte. Ich fand sie in einem merkwürdigen Band »Nachträge zu Goethes sämtlichen Werken, gesammelt und herausgegeben von Eduard Boas, Leipzig, Verlag von L. H. Bösenberg 1841«, der einfach vorbildlich ist für alle falsche Optik, durch die sich die Literaturgeschichte vor jeder andern menschlichen Betätigung auszeichnet. Es muß wirklich so sein, daß schon der Vorsatz, sich mit Dingen der

Literatur zu befassen, den Menschen dahin bringt, das Kleine groß und das Große klein zu sehen. Die Xenien sind ganz bestimmt nichts anderes als die Ausführung des Entschlusses zweier Schriftsteller, weil sie sich langweilten, es darum auch ändern zu tun, und sie hätten das Jahr ihrer Entstehung kaum überlebt, wenn nicht zwei Namen darunter stünden, die wie ein gemeinsamer Schritt vom Erhabenen zum keineswegs Lächerlichen nur dem Staunen Raum lassen, daß es im geistigen Gebiet solche Verwandlungen geben kann. Es ist denn auch wirklich schwer, die Dioskuren auseinanderzuhalten und die Spuren Schillers von jener tiefen Humorlosigkeit, die die Satire »Götter; Helden und Wieland« oder die »Aufgeregten« geschrieben hat, zu unterscheiden und umgekehrt. Verdrießlich ist dabei nicht, daß der Schöpfer der Helena und der Pandora keine Heiterkeit verbreiten konnte, wohl aber daß er es wollte, und erstaunlich ist, daß es ihm gelang. Denn die Urteilslosigkeit der Literaturgeschichte kann sich mit Recht auf die Empfänglichkeit der Zeitgenossenschaft berufen, die von jenem Boas wie folgt vermerkt wird:

Am 31. Oktober 1517 ward die kirchliche Reformation in Deutschland begonnen; im Oktober 1796 nahm die literarische ihren Anfang. Damals schlug Luther seine Thesen zu Wittenberg an, jetzt erschien der Schillersche Musenalmanach mit den Xenien. Niemals zuvor hatte Einer den Mut gehabt, alle sanktionierten Dummheiten so schonungslos aufzurütteln, die Heuchler so scharf zu geißeln. Unermeßlichen Vorteil zog das deutsche Schrifttum aus diesem Ereignis, und wir wollen hier einen kurzen Abriß seiner Geschichte geben.

— — Da erzürnten sich endlich die Leuen zu Jena und Weimar heftig; sie beschlossen, einmal furchtbar Gericht zu halten, und Schiller ging mit dem gewohnten Feuer darauf ein, als Goethe den Anschlag zu den Xenien machte. Alles Kraftlose, Gemeine, Altersmorsche und Selbstsüchtige sollte beföhdet, jedoch die Grenze des frohen Humors nicht überschritten und alles Kriminelle vermieden werden, damit die Muse dem Scharfrichter nicht ins Handwerk fielen. So ging man denn lustig ans Werk, und in ganzen Schwärmen, wie Zugtauben, flatterten die bunten Epigramme mit der Botenfrau zwischen Jena und Weimar hin.

— — Auch die frische, unbefangene Jugend jauchzte laut den Xenien entgegen, und viele derjenigen Literaten, welche verschont geblieben waren, freuten sich

hämisch der Flamme auf des Nachbars Dach Die aber (die Dioskuren) saßen lächelnd und unnahbar in ihrer Götterruhe, machten psychologische Studien an der fieberhaften Aufregung ihrer lieben Zeitgenossen, und ließen sich durch alles Gebell und Gewinsel nicht stören

In voller Nachlebensgröße tritt hier weniger sympathisch die Doppelgestalt hervor, die, schon in Marmor, psychologische Studien an der Erregung macht, als die ahnungslose Botenfrau, die mit den Epigrammen zwischen Jena und Weimar hin- und herflattern mußte.

Schiller schrieb den 12. Dezember 1796 an Goethe: »Ich werde, wenn der Streit vorbei ist, Cotta vermögen, alles, was gegen die Xenien geschrieben worden, auf Zeitungspapier gesammelt drucken zu lassen, daß es in der Geschichte des deutschen Geschmacks ad Acta kann gelegt werden.« . . .

In diese Geschichte des deutschen Geschmacks gehört nicht so sehr, was gegen die Xenien geschrieben wurde, wiewohl es ja auch trostlos genug ist, sondern das Werk selbst und die Begeisterung dafür. Zwar ist die frische, unbefangene Jugend jenes Zeitalters, die sich somit kaum von der heutigen unterschieden hätte, sofort als das Literatentum agnosziert, das sich hämisch der Flamme auf des Nachbars Dach freut, aber die Anspruchslosigkeit, die hier eine Flamme gewährte, zeigt, welches Minimum von Satire damals genügt hat, um den Instinkt der Schadenfreude, der dieser Zunft wie keiner andern eingeboren ist, in Betrieb zu setzen. Das Feuer mußte schon an den schlechten Hexametern ein natürliches Hindernis finden. Gleich das erste Distichon, das den »ästhetischen Torschreiber« fragen läßt:

Halt Passagiere! Wer seid ihr? Weiß Standes und Charakters?
Niemand passieret hier durch, bis er den Paß mir zeiget

deutet an, daß hier in der Tat ein großer Widerstand zu überwinden war, um die Grenze des frohen Humors zu überschreiten, und gar nicht so uneben wie solche Distichen war jenes, mit dem einer geantwortet hat:

— 0 0 — — — — — 0 0 0 0 — — — — —
In Weimar und in Jena macht man Hexameter wie der;

— 0 0 — — — — — 0 0 0 0 — — — — —
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter.

Gewiß gehört aber in die Geschichte des deutschen Geschmacks mehr als solche Polemik die Art, wie der Literaturhistoriker auf die Gegenschriften reagiert. Unter einem Dutzend, das er anführt, bespricht er eine folgendermaßen:

10. Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen anderen Kleinigkeiten. Von dem Wandsbecker Boten. (Hamburg, 1797.)

Herr Claudius gehörte zu den Leuten, die den Mund gern etwas voll nehmen, und von Allem, was sie betrifft, recht viel Spektakel machen. So freute er sich gewiß auch innerlich über den Xenienangriff; denn er konnte doch eine Entgegnung schreiben, und die Leute sprachen nun von ihm. Zuerst berichtet Herr Urian den Dänen über das neue Licht, das in Frankreich aufgegangen, dann schießt er grobe, plumpe Epigrammenpfeile auf Schiller und Goethe ab. Nur ein witziger Vers steht unter allen:

Der Wilhelm.

Wie er so leidig spielt mit Namen!
Nennt seinen Liebling Nickel,
Und seine Nickels Damen.

Das Xenion aber lautet:

18. Erreurs et vérité.

Irrtum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck.
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrthum, den brachtest du fort!
Dazu die Erläuterung des Herrn Boas:

Matthias Claudius in Wandsbeck, der Übersetzer des Buchs »Des erreurs et de la vérité« von Marquis St. Martin, wovon jener sehr naïv gestand: »Dies Buch ist ein sonderliches Buch, und die Gelehrten wissen nicht recht, was sie davon halten sollen, denn man versteht es nicht. — Ich verstehe es auch nicht.«

Claudius, der sich mithin im Gegensatz zu den zeigenössischen Literaten der Flamme auf dem eigenen Dach gefreut haben muß, hatte gewiß nicht mehr Humor als dem besten Deutschen von der Natur zugemessen wurde, immerhin etwas weniger gewaltsamen, als in 413 Xenien enthalten ist. Daß aber der Dichter des Abendliedes ein Reklameheld war, diese Entdeckung konnte nur der deutschen Literaturgeschichte gelingen, und daß wenn von Leuten die Rede ist, die den Mund gern etwas voll nehmen, ein Literaturhistoriker es auf Claudius beziehen kann und nicht etwa Claudius auf einen Literaturhistoriker, gehört zu den Dingen, die eben nur in der deutschen Literaturgeschichte möglich sind. Noch im Jahr 1841 also, 26 Jahre nach seinem Hingang, konnte

über einen Mann, dessen Reinheit jedes Wort, das er geschrieben hat, verbürgt und der nicht Goethes Umfang und Größe, aber tiefere lyrische Augenblicke als selbst dieser erreicht hat, in so niedrigem Ton geschrieben werden. Den Begriff, den jener Boas von der lyrischen Schöpfung hat, offenbart er aber auch in allem, was er für Goethe zu sagen hat; etwa so:

Goethe war eine viel künstlerische Natur; er beherrschte seine Werke immer und warf nichts aufs Papier, ehe es nicht glatt und vollendet vor seinem Geiste stand.

Trotzdem gibts aber Varianten bei Goethe, durch deren Mitteilung sich Boas ja ein Verdienst erworben hat:

— — wir belauschen den Dichter, wie er doch zuweilen noch glättete, oder neue Linien eingrub, und finden dadurch ein Mittel, seinem hohen Bildungsgange folgen zu können.

Was nun diese Varianten betrifft, so geht ihre Bedeutung dem Literarhistoriker nicht aus ihnen selbst hervor, sondern:

Übrigens bin ich gegen den Einwand gewaffnet, »daß diese Varianten, sowohl in Hinsicht auf Masse als Inhalt, zu geringfügig seien, um hier mitgeteilt zu werden.«

Ein im deutschen Sprachgebiet, wo man den Wald vor lauter Blättern nicht sieht, wohl möglicher Einwand, dem Boas aber wie folgt begegnet:

Ich denke, es reicht vollkommen hin, wenn ich darauf erwidere: Die Veränderungen müssen doch wohl nicht so ganz bedeutungslos sein, da Goethe sonst gewiß Alles gelassen hätte, wie es früher war.

Ohne Zweifel. Und da geschieht es dem Literarhistoriker, der zuerst die endgiltige Fassung von Wanderers Nachtlied mitteilt, daß ihm der Drucker den Schluß so hinsetzt, wie etwa der Ungar in der Anekdote ein Reimwort zitiert.

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest auch du.

Wird hier durch die Umstellung zweier Worte das Werk entwertet, so zeigt die Urfassung in der Tat, wie wenig Worte verändert werden mußten und wie weit doch der Weg zu einem Gipfel deutscher Lyrik war:

Unter allen Gipfeln ist Ruh;
In allen Wäldern hörest du
Keinen Laut!
Die Vögelein schlafen im Walde;
Warte nur! balde, balde
Schläfst auch du!

(Man hätte nur »Die Vögelein schlafen« erhalten gewünscht.)

Dieser Goethesche Ernst rührt doch mit jedem Buchstaben an tiefere menschliche Gründe als der Entschluß, die Grenze des frohen Humors nicht zu überschreiten, aber auch nicht zu erreichen. Und wann wäre dieses Gebiet von einem deutschen Geist jemals betreten worden? Wobei ich natürlich mit dem denkbar größten Respekt jenen Humor außer Frage stelle, den die Humorlosen als so etwas wie ein metaphysisches Schmunzeln über sämtliche Schwächen der Menschheit definiert wissen wollen und der zwar behaglicher und geruhsamer, aber nicht dankenswerter ist als alle Versuche, sie mit Langeweile zu geißeln.

Man wird schon gemerkt haben, daß ich Humor mit Witz verwechsle, aber ich tue es gern, indem ich tatsächlich nicht weiß, was das Wesen des Humors ist, wenn ihm der Witz fehlt. Ich will ja nicht behaupten, daß ich zur Beurteilung dieser Dinge kompetent bin, aber an den großartigsten Beispielen von deutschem Humor ist er mir als die Eigenart erschienen, keinen zu haben und für diese menschliche Schwäche ein verstehendes Lächeln aufzubringen. Jean Paul, der gewiß in vielem verehrungswürdige und trotz umfassender Bildung unbeschränkte Geist, sagt, daß der Humor, als das umgekehrte Erhabene, nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Kontrast mit der Idee vernichte; es gebe für ihn keine Tore, sondern nur Torheit und eine tolle Welt. Es wird wohl noch wenigen Lesern gelungen sein, an des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz diese Erkenntnis zu überprüfen; aber ich glaube, daß der Witz unzweifelhaft daran festzustellen ist, daß er im Einzelnen das Endliche durch den Kontrast mit der Idee vernichtet, während der Humor eigentlich daran zu erkennen ist, daß er durch die Ausflucht in das Allgemeine dieses Kontrastes gar nicht habhaft und seine Beziehung auf die Idee oder seine Vernichtung des Endlichen nur glaubhaft wird, weil er nicht das Temperament hat, sich zu dem Einzelnen so herab-

zulassen, daß es nicht mehr vorhanden ist, wie ihm doch geschieht, wenn sich der Witz nur zu regen beginnt. Da ich infolge einer angeborenen Insuffizienz Romane nicht zu Ende lesen kann, indem ich, der imstande ist, sechzehn Stunden ohne Unterbrechung und ohne Ermüdung zu arbeiten, schon beim geringsten Versuch, mir zu erzählen, daß Walter beim Betreten des Vorzimmers auf die Uhr sah, was mich so wenig angeht wie alles was weiter geschah, in tiefen traumlosen Schlaf verfallt, so sind mir sicherlich, nebst allem, was die Menschheit in Spannung versetzt, zahllose Perlen entgangen, die gesammelt ein Schatzkästlein deutschen Humors ergeben würden. Selbst die anerkanntesten Abkürzer, von Kleist, der mit einem »dergestalt daß« über alles Unwesentliche bei der Vergewaltigung der Marquise von O. hinweggeht, bis zu Heinrich Mann, der überhaupt nur jenes Wesentliche andeutet, das ihm die Erscheinungen sowie Hintergründe des mondänen Lebens erschlossen haben, konnten mir's nicht leichter machen, da ich mir eben nichts erzählen lasse und mir die letzte Lokalnotiz oder deren Dichter Peter Altenberg stets unendlich mehr gesagt hat als jedes Werk einer Kunstform, die, wie keine andere, der Sprachschöpfung zugunsten von allem andern, was nichts mit der Sprache zu schaffen hat, wie Bericht und Psychologie, entraten kann und in deren unkontrollierbarer Weite die wirkende Persönlichkeit vor der Wirkung abdiert. Es scheint mir überhaupt keine andere Wortkunst zu geben, als die des Satzes, während der Roman nicht beim Satz, sondern beim Stoff beginnt. Dagegen vermöchte ich von der Lyrik nichts Höheres auszusagen, als was mir ein Berliner Raseur, ungefragt aber bedankt, ins Ohr geflüstert hat: »Ja, d e r Bart hats i n sich!« Im Drama bleibt die reine Schöpfung um die Notwendigkeit reduziert, sie durch szenische Anweisungen und Behelfe für die reale oder vorgestellte Bühne zu stützen oder auch nur zu ergänzen. Was die humoristischen Vertreter der Gattung betrifft, so möchte ich bekennen, daß mich seit der Minna von Barnhelm, die bekanntlich ein echt deutsches Lustspiel ist, eine unbestimmte Furcht vor diesem Genre beseelt hat, die durch Freytags »Journalisten« nicht behoben werden konnte, so gern ich einräume, daß es großen Schauspielern gegeben war, in den Rollen dieser Stücke eine gewisse Heiterkeit zu verbreiten. Die typische Hoffnung

der Literarhistoriker, daß dieser oder jener Autor dem Publikum endlich »das deutsche Lustspiel schenken« werde, habe ich immer als eine bange Erwartung mitgemacht und erlöst aufgetmet, so oft nichts daraus wurde. Was Grabbe in seiner maßlos einfältigen Schrift über die »Shakspero-Manie«, die in jeder Zeile belustigender wirkt als ein ganzes deutsches Lustspiel und zum Beispiel sein eigenes, gegen den Falstaff sagt, ist so übel nicht: »Ein Charakter, der bloß des Lebensgenusses wegen komisch und witzig ist«, sei »von der Grundlage der deutschen National-Komik, welche auch das Lustige unmittelbar auf Ideale bezieht und daher schon dessen Erscheinung als solche schätzt, weit entfernt«. Das ist er in der Tat. Man vergleiche nur jede Geste dieser Gestalt, die in den dem deutschen Publikum als Oper bekannten »Lustigen Weibern von Windsor« erst zur leibhaftigen Fülle ihres Genies verkommen ist, mit allem, was das deutsche Lustspiel auf der Grundlage der deutschen Nationalkomik hervorgebracht hat. Wann hätte gerade sie das Lustige auf andere Ideale bezogen als auf das Fressen und Saufen, hinter dessen Gelächter doch nicht die Spur eines tragischen Zugs, wie er jener ritterlichen Ver lumpung anhaftet, wahrnehmbar wird! Siebzig Jahre »Fliegende Blätter«, die Generationen von deutscher Burschenherrlichkeit zu deutscher Philisterschäbigkeit fortgebracht haben, sprechen wohl ebenso viele Bände für das Wesen deutscher Erlustigung. Die Charaktere, die aus dieser Literatur in dieses Leben hineingewachsen sind und umgekehrt, haben mit dem Falstaff nicht einmal den Lebensgenuß, sondern bloß dessen Mittel gemeinsam, aber ganz gewiß nicht den Ertrag der Komik und des Witzes. Wenn die deutsche Literatur nur an das Thema des Fressens und Saufens rührt, so stellt sie die lebendige Atmosphäre der Unappetitlichkeit her, die die unmittelbare Zeugenschaft dieses Aktes zur Pein macht, und es vollzieht sich das alles mit dem Anspruch, daß die Aufnahme von Lebensmitteln an und für sich etwas Bemerkenswertes und Komisches sei. Nichts wird dem deutschen Humoristen zum größeren Erlebnis als die Vorgänge der Verdauung und man erinnert sich noch, daß eine deutsche Sängerschar auf einer Ozeanfahrt sich und die Leser in der Heimat mit nichts Besserem zu zerstreuen wußte als mit der gegenseitigen

Das ist
in...
...

Dreißig und 11.
Meyerschen Verlag!!

— 49 —

Zum gest. Vergleich 132
Dankbeginn: 10. XI
8. Nr. vom.

Beobachtung der Seekrankheit und ihrer Begleiterscheinungen. Daß ein Wein gepantscht sein kann, ist ein Motiv, das von jeher deutsche Lustigmacher zu einem Grimm befruchtet hat, der in einem befreienden Lachen seinen versöhnlichen Ausklang zu finden hatte, und der deutsche Humor macht den Schlemmer nicht zum abschreckenden Beispiel, sondern zu seinem Kumpan. In die Kategorie solcher urwüchsigen Geistlosigkeit gehört ein Gedicht, das ich in einer deutschen Zeitschrift, 'Die Meister', finde, die sich die Aufgabe gestellt zu haben scheint, vor deren Lektüre zu warnen. Von Ludwig Anzengruber, den die Liberalen zum Dichter gemacht haben, weil er den »Pfarrer von Kirchfeld« geschrieben hat, und dem, nachdem er längst keiner mehr ist, die Klerikalen noch seine anständige Gesinnung nachtragen, rührt das folgende her, das als Muster feuchtfrohlicher Fadaise schon ganz geschluckt werden muß:

Herr Wirt

Herr Wirt, was war das nächtens für
Ein gottverfluchter Tropfe?
Es schmerzt mich heute morgens schier
Ein jedes Haar am Kopfe!
Wie muß die edle Gottesgab'
Verschändet und verhunzt sein?
Mein Seel, was ich getrunken hab',
Das war wohl eitel Kunstwein!

Ei, heb' die Hand betuernd nicht,
Daß dieser Soff Natur ist.
Man weiß ja doch, verdammter Wicht,
Daß leicht wie Spreu dein Schwur ist.
Üb' lieber Treu und Redlichkeit,
Schreib's an die Etikette,
Damit sich sachte noch beizelt
Ein Christmensch davor rette.

Du hättest nur wie vor und eh
'was Kellerei betrieben
Und dir sei anorganische
Chemie ganz fremd geblieben?!
Hör du, es ist doch ganz u m s u n s t,
Hier Lügen zu erstinken,
's ist Kunstwein, denn 's ist eine Kunst,
Von diesem Wein zu trinken.

Von der Banalität abgesehen, die solche Anstrengung braucht, um zu solchem Einfall zu kommen, und nebst aller Versquetscherei ist der Reim »verhunzt sein« und »Kunstwein« bemerkenswert. Es ist aber der typische Reim der deutschen Lustigkeit, den die von ihr Befallenen wirklich als Reim hören. Heine ist gewiß von anderer Art, da er immerhin mit etwas mehr wurzellosem Witz als urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt. Aber in einer seiner Klapperstrophen, die durch die Lizenz, daß sich der dritte Vers nicht reimen muß, einer Welt von Frechheit Mut zur Satire gemacht haben, reimt sich der vierte folgendermaßen:

Von Köllen bis Hagen kostet die Post
Fünf Taler sechs Groschen preußisch.
Die Diligence war leider besetzt
Und ich kam in die offene Beichais'.

Hier ist wirklich die äußerste Einheit gedanklichen und klanglichen Wertes erreicht. Der Dichter hat getrost einen Hinweis unterlassen können, daß »preußisch« »preußäsch« ausgesprochen werden möge, um den Reim zu ermöglichen. Es hätte ihm ohnedies nichts geholfen, da »Beichais« — man weiß zuerst gar nicht, was das ist — leider nun einmal »Beischäb« und nicht »Beißäsch« ausgesprochen wird. Da kann einer nur das Dichterwort zitieren, daß die Diligence leider besetzt war; bei solchem Mangel an Sorgfalt für das Wort muß man wohl oder übel in die Beichais' kommen. Aber ein Dichterohr merkt keinen Unterschied und eine Kultur hat von der Lieder süßem Mund, der die Vorstellung »preußisch« mit einer »Chaise« in Harmonie bringt, ihren Begriff von Lyrik abgenommen. Und ein erschrockener Verehrer des Herrn Wildgans fragt mich, ob ich am Ende auch das Buch jener Lieder meine, das »einen Teil des deutschen Kulturbesitzes ausmacht«, wenn ich von einer Lyrik spreche, die im tiefsten Einklang mit dem, was das Publikum zu hören wünscht, ihm das einsagt, was es aus Zeitmangel nicht selber dichtet. Er hat erraten, aber ich meine es nicht nur auch, sondern auch nur es, denn alles weitere kommt ja davon, ist ja bereits von einem Publikum, das sich ausnahmsweise Zeit genommen hat und unter die Literaten gegangen ist. Wem könnte es ferner liegen, als mir, zu bestreiten, daß die Heine'sche Lyrik einen Teil des

deutschen Kulturbesitzes ausmacht? Nestroy'sche Couplets gehören nicht zu ihm. Aber um einen, der die Rechnung ohne den Wirt Humor macht, beim Wort zu nehmen, sei die Apostrophe eines andern zitiert, der von ihm keinen Kunstwein bezieht und dafür auch ein sprachliches Charakterbild von Versoffenheit hergestellt hat, das auf festeren Beinen schwankt als die ganze deutsche Lustigkeit von Goethe und Schiller bis Anzengruber und Hauptmann. In der Fortsetzung des »Lumpazivagabundus« tritt der schon ganz verkommene Knieriem mit dem folgenden Entree auf die Szene:

Herr Wirt, ein' saubern Slibowitz,
Ich hab' jetzt g'rad auf einen Sitz
Drei Hering' 'pampft in mich hinein,
Drauf 'trunken a vier Halbe Wein,
Hernach hab' ich ein' Heurig'n 'kost't,
Acht Würsteln und sieb'n Seidel Most,
Dann friß ich, denn das war net gnuu,
Fünf Brezeln und ein' Kaas dazua,
Drum möcht' ich, denn ich hab' so Hitz',
Mich abkühl'n mit ei'm Slibowitz.

Hab'n Sie's schon g'hört, daß s' drent beim Rab'n
Mich heut hinausgeworfen hab'n?
A jede Ripp' in mir hat 'kracht,
Mein Plan zur Rache ist schon g'macht.
Die Gäst' drent hab'n mir d' Freud' verdurb'n,
Jetzt beutl' ich z'Haus den Schusterbub'n,
Und wenn mich jemand hier tuschiert,
Wird heut mein Weib noch malträtiert;
Ich lass' gern, komm' ich schiach nach Haus,
Mein' Zorn an der Famili aus!

Das wiegt natürlich — und kein Mensch kennt es — schon bloß als Physiognomie einen ganzen Schalanter auf und ist einfach das Denkmal eines Volkstums. Vor dieser Vergeistigung des Ordinärsten wird der deutsche Humor der Viktualien kleinlaut. Aber gegen diese Lyrik, in der man nach den Schlägen, die das Weib bekommt, skandieren kann, und gegen dieses versoffene Organ, in dem sich so organisch die Rache mit dem Krachen der eigenen Rippen reimt, hat halt doch auch die Loreley einen schweren Stand. Nebst den scharfen Spuren, die er bei Lichtenberg und bei Busch hinterließ, dürfte der deutsche Humor, jener, der nicht von der eigenen Belustigung lebt — der

li
ma
li
g
li
g
g
g

Humor der Sprache, nicht der des »Stoffes« — ganz auf Nestroy aufgegangen sein. Und da er in ihm konzentriertester Spiritus war, so ergab er auch den echten Lyriker. Aber zum deutschen Kulturbesitz gehört das Bewußtsein, daß Humor sich dann bildet, wenn der Wein gepantscht ist, und Lyrik, wenn sie wie eine Blume ist. Wiewohl sie dann doch auch nur eine Kunstblume ist.

*

Überführung eines Plagiators

Gesprochen am 16. Oktober

Ich habe das Gedicht »Jugend« vorausgeschickt, damit es als Anschauungsunterricht einem Beitrag zur Sprachlehre diene. Unter den Lesern der Fackel sind viele Esel. Sie sind es von aller Naturanlage abgesehen schon durch die Beharrlichkeit, mit der sie Leser bleiben und die immer wieder abgelehnte Annäherung an unfaßbare Standpunkte versuchen. Sie bemühen sich auf jede nur mögliche Art ein Verhältnis zu der Sphäre herzustellen, die ihnen unzugänglich bleibt, weil die Sprache, in der hier gedacht wird, bei aller unbestreitbaren Ähnlichkeit der Laute eine wesentlich andere ist als die ihre, und dieses Bestreben wäre rührend, wenn dort, wo die Potenz fehlt, nicht so gern versucht würde, Ersatz in der Präpotenz zu finden. Ihr durchwaltendes Mißverständnis besteht nicht nur darin, daß sie, weil sie zur Not den Sinn ermitteln können, nun auch glauben, den Zutritt zum geistigen Inhalt zu haben, sondern auch in der Vermutung, daß ein geistiger Wert eben dadurch problematisch werde, daß er irgendwo außerhalb ihrer Verstandesebene beruht. Je intelligenter ein solcher Esel ist, umso aussichtsloser verirrt sich dieses Streben und Widerstreben in Gedankengängen, die nun einmal den dort nicht Beschäftigten verschlossen sind. Der so tiefgeföhlte Wunsch, keine Briefe von Persönlichkeiten zu erhalten, deren mündliche Aussprache zu den Dingen gehört, die ich mit einer technischen Virtuosität aus meinem Leben ausgeschaltet habe, muß eben dort vergeblich bleiben, wo die Fülle uninteressanter Meinungen leider von einem ebenso reichen Mangel an Taktgeföhl begleitet ist. Ich habe nicht erwartet, daß ich, je weiter ich mich von dem Niveau, auf dem Meinungen

Des Tags bist du ein Traumgebilde;
in jedem Traum bist du mir nah.
Zuständig bist du dem Gefilde,
das ich mir vor der Zeit ersah.

Bei Tag und Nacht streift eine Wonne
vorüber meinem Horizont;
und sinkst mir unter du als Sonne,
so steigst du wieder auf als Mond.

Du lebst in Tiefen, webst in Höhen,
du schwebst und fällst in Lust und Qual.
Um dein heroisch Auferstehen
sieht man dich manchesmal banal.

Nie bleibst du an der Erde haften,
du stehst in einem höhern Plan;
vereinigst alle Eigenschaften
und bist doch keiner untertan.

Lebst ohne Ruh und ohne Reue,
es schwindelt mir auf deiner Spur,
und immer nur hältst du die Treue
dir und der liebenden Natur.

Hab ich gewonnen die Verlorne,
bestreitet sie mir den Gewinn.
Entschwand sie mir, erstand dem Sinn
die nie gekannte Schaumgeborne.

Notizen

Renaissance-Bühne [200. Vorlesung], 8. Mai, halb 3 Uhr:

I. Die Republik ist schuld / Du Herr Oberst! / Szenen: Wallfahrtskirche; Bahnhof bei Wien; Der Riese und der Zwerg; Zwei Generale / Der General [Manuskript] / Szenen: Ein Generalstäbler am Telephon; Lied des Roda Roda; Monolog der Schalek und Chor der Offiziere; Winter in den Karpathen / Post festum.

II. Sprachenpflege / Aus dem Ungarischen / Berichtigung eines sinnstörenden Druckfehlers / Alle Gebildeten begreifen / Der kleine Brockhaus / Du seit langem einziges Erlebnis / Leben ohne Eitelkeit / Eros und der Dichter / Ostende, erster Morgen / Petite chronique scandaleuse / Schlichte Worte / Couplet des Schwarz-Drucker (aus »Literatur«) / Wiener Faschingsleben 1913 / Mir san ja eh die reinen Lamperln / Das Ehrenkreuz / An den Polizeipräsidenten / Volkshymne.

Ein Teil des Ertrags für die »Gesellschaft der Freunde« (Wien, I. Singerstraße 16).

Auf dem Programm (dessen Erlös dem wohltätigen Zweck zugeführt wurde):

Von den seit 1910 gezählten 200 Vorlesungen (deren erste am 13. Januar jenes Jahres in Berlin stattgefunden hat) entfallen auf 1910: 10 (2 in Wien), 1911: 8 (4), 1912: 17 (8), 1913: 27 (8), 1914: 19 (7), 1915: 3 (3), 1916: 11 (10), 1917: 16 (14), 1918: 22 (14), 1919: 19 (19), 1920: 35 (21), 1921 bis 8. Mai: 13 (9).

Es haben in Wien 119 (die erste am 3. Mai 1910), in der Provinz und im Ausland 81 Vorlesungen stattgefunden.

Zum Couplet des Schwarz-Drucker:

In meiner magischen Operette »Literatur« tritt Schwarz-Drucker unter die Schar expressionistischer Talente, die mich alle nicht mögen und denen er mitteilt, daß die Presse sich zu einem neuen Kurs entschlossen habe, nämlich, mich nicht mehr totzuschweigen. Er verspricht ihnen eine Karriere, wenn sie sich an der Aufgabe, die ihnen nun gestellt sei, betätigen wollen. Er entwickelt ihnen das Wesen der Presse, das auf ihre verwandte Individualität längst die größte Anziehung ausübt, und schließt seine Ansprache mit den Worten — — (folgt Schluß der Rede und das Couplet).

Festsaal des Niederöstr. Gewerbevereines, 10. Mai, halb 7 Uhr:

Wiederholung der Vorlesung vom 15. März mit verändertem I. Teil: Petronius, Gedicht über den Bürgerkrieg [Heinse] / Jens Peter Jacobsen, Die Pest in Bergamo / Henrik Ibsen: Aus Peer Gynt III. Akt (Aases Tod). — II. Teil (Deutsche Lyrik) unverändert.

Der volle Ertrag K 12.172:60 — inklusive Erlös des Programmes und bei Nachlaß der Verkaufsprovision sowie halbem Nachlaß der Druckkosten — für die »Gesellschaft der Freunde«.

*

Renaissance-Bühne, 26. Mai, 1/2 3 Uhr:

Literatur.

Ein Teil des Ertrags für Kinderfürsorgezwecke.

*

Wiener Bürgertheater, 16. Oktober, 3 Uhr:

I. Andreas Gryphius: Thränen des Vaterlandes (Im Jahre 1636) / Monarchie und Republik / Der sterbende Soldat / Gespräch mit dem Monarchisten / Wohnungswechsel / Die Not in Wien / Aus: Ein christlicher Dreh. — Szenen: Stadtpark / im Kriegsministerium / Ringstraßencafé. — Im Untergang.

II. Jugend / Überführung eines Plagiators / Abenteuer der Arbeit / Schnellzug / Du bist sie, die ich nie gekannt / Du seit langem einziges Erlebnis / Hypnagogische Gestalten / Das Ehrenkreuz / Petite chronique scandaleuse / Aus dem Ungarischen / Orgovan. Von Andor Gábor. / Reklamefahrten zur Hölle.

Ein Teil des Ertrags für eine durch Kriegsnot Verarmte. — Der Erlös des Programms (Verlag Lányi) für die Freiwillige Rettungsgesellschaft.

Auf dem Programm:

»Im Wald von Orgovan bei Kecskemet haben Horthys Offiziere, vor allen der berüchtigte Massenmörder Hejjas, hunderte von Unschuldigen zu Tode gemartert und dann an die Bäume gehängt.«

Die Tendenz der Verse*), die das Unvergebliche der vergeßlichen Zeit ins Ohr rufen, ist der Unterstützung durch den Vortrag würdig.

*

*) Zu finden in der ‚Weltbühne‘ (Berlin-Charlottenburg) XVII. 35, 1. September 1921.

Thränen des Vaterlandes.

(Im Jahre 1636.)

Wir sind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret!
Der frechen Völker Schaar, die rasende Posaun',
Das von Blut fette Schwerdt, die donnernde Karthau'
Hat Aller Schweiß und Fleiß und Vorrath aufgezehret.
Die Thürme stehn in Gluth, die Kirch' ist umgekehret,
Das Rathhaus liegt in Graus, die Starken sind zerhaun,
Die Jungfrau sind geschänd't, und wo wir hin nur schau'n,
Ist Feuer, Pest und Tod, der Herz und Geist durchfähret.
Hier durch die Schanz' und Stadt rinnt allzeit frisches Blut;
Dreimal sinds schön sechs Jahr, als unsrer Ströme Fluth,
Von Leichen fast verstopft, sich langsam fortgedrungen.
Doch schweig' ich noch von dem, was ärger als der Tod,
Was grimmer denn die Pest und Gluth und Hungersnot:
Daß auch der Seelen Schatz so Vielen abgezwungen.

Andreas Gryphius.

— — Um mich herum saßen Tapire und Mastodone,
soeben dem Ringstraßencafé entsprungen und dorthin zuständig.
Schreibt ein menschlicher Hörer und dürfte damit wohl recht
haben.

Vor solche Säue werfen Sie die Perlen Ihrer Lyrik. Ich schäme
mich für mich und Sie. — — Sollte schon, wenn es nach mir
ginge, überhaupt der Vortrag eigener subjektiver Lyrik als unstatthaft
untersagt sein, so gilt das umso mehr von der Ihrigen, die ja sogar
dem willigsten Leser so schwer eingeht und deren Dunkelheiten
und sonstiges mir noch immer ein offenes Problem sind. Was soll
da beim Hören herauskommen? Damit ist einem Saal nicht einzuheizen.
Wenn Sie mit Recht sagen, daß die Fackel nicht für ihre Abonnenten
und Käufer geschrieben werde, so könnten Sie aber doch unmöglich
sagen, daß die Vorlesungen nicht für die Zuhörer gehalten werden.
Denn dies ist ihr unendlicher Sinn und Wert, daß ein Haufe im
Grasen befangenen, ans Hasten verlorenen, jedenfalls kalten dumpfen
freudlosen Menschenviehs für eine Weile in den Anblick des Abglanzes
einer Überwelt emporgerrissen und daran erwärmt wird.

Also doch die Tapire und Mastodone; und Perlen vor
die Säue werfen wäre somit eine ethische Mission; und man
kann und soll das Publikum daran erwärmen, womit man ihm
nicht einheizen kann. O Königin, das Leben ist doch schwer!

kommt nun an die Reihe! Die letzten Tage der Menschheit (Hofmann-Laungr)

236

(Unverkäuflicher Anzeigenraum)

VORLESUNGEN

Wiener Bürgertheater/13. November 3/43 Uhr (Aus eigenen Schriften)
Festsaal des Niederösterreichischen Gewerbevereines/15. November 7 Uhr
(Jacobsen, Ibsen, Liliencron, Wedekind, Raimund, Nestroy)
Berlin, Sezession/8., 11., 14., 17. Dezember

VERLAG DIE FACKEL, WIEN

LITERATUR oder Man wird doch da sehn

Magische Operette in zwei Teilen von **KARL KRAUS**
mit einer Notenbeilage (Musik nach Angabe des Verfassers)

Zu beziehen durch den Verlag der Fackel, Wien III., Hintere Zollamtsstraße 3
und die meisten Buchhandlungen.

»DIE LETZTEN TAGE DER MENSCHHEIT« (Buchausgabe) im Druck.

VERLAG RICHARD LANYI, WIEN

Karl Kraus und sein Werk / Von **Leopold Liegler**
27 Bogen Großoktav, auf holzfreiem Papier gedruckt, mit 5 Bildbeigaben
und einer faksimilierten Satzkorrektur.

Nestroy, »Das Notwendige und das Überflüssige«,
bearbeitet von **Karl Kraus** (mit einer Notenbeilage) ~~Preis K 20~~
Der Ertrag für wohlthätige Zwecke.

Ansichtskarte „Volkshymne“. ~~Preis K 250~~!
Der volle Ertrag wird den Kriegsblinden zugewendet.

Die Zusendung von Büchern, Zeitschriften, Einladungen, Ausschritten, Drucksachen, Manuskripten oder brieflichen Mitteilungen irgendwelcher Art

ist unerwünscht. Antwort oder Rücksendung erfolgt in keinem Falle.
Das etwa beigelegte Porto wird einem wohlthätigen Zwecke zugeführt.

ABONNEMENT auf „DIE FACKEL“

kann infolge der fortgesetzt wachsenden Kosten der Herstellung nicht mehr übernommen werden, sondern nur gegen eine Mindestvorausbezahlung von K 200.— (M 50.—) die Verpflichtung, jedes Heft nach Erscheinen sofort zu expedieren. Von dem vorausgezählten Betrage wird der Preis der in zwangloser Folge erscheinenden Hefte jeweils in Abzug gebracht werden und rechtzeitig, ehe das Guthaben aufgebraucht ist, eine Verständigung erfolgen.
Vorauszahlungen aus dem Auslande mittels Briefes erwünscht.

Inhalt der vorigen fünffachen Nummer 572—576, Juni 1921:
Zur Sprachlehre.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: **Karl Kraus**
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III., Hintere Zollamtsstr. 3

Anteilung des Herrn Jahoda

